

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339223](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339223)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Die Geschichte der alten Waschfrau.

Reichthum und hohe Ehren machen das Glück des Lebens nicht aus; das muß von Innen herkommen, aus einem frommen, gottergebenen und zufriedenen Herzen, und mit einem solchen ist man auch in der bescheidensten Stellung und Lage, unter dem niedern Strohdach einer Hütte, glücklich und vergnügt in seinem Gott. Könnte man so recht in das Leben und Treiben hineinschauen, das in den vornehmsten und angesehensten Häusern herrscht, so würde man gar bald Sorgen und Kummer aller Art und Unzufriedenheit mit dem Schicksal entdecken, denn mit Geld allein kann man ja nicht alles eben machen und nach seinem Bunsche gestalten; da man hingegen in mancher Haushaltung, darin das liebe, tägliche Brod durch der Hände Arbeit, im Schweiß des Angesichts, verdient werden muß, Zufriedenheit und Genügsamkeit findet, die sichersten Grundpfeiler des stillen und häuslichen Glücks. In einem solchen glücklichen Haushalt wird wohl das schöne Sprüchlein beherzigt:

Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast;
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.

Oder folgender erbauliche Liedervers:

O selig, wer sein Herz erhebt
Gen Himmel von der Erde,
Damit er reich, so lang er lebt,
An ew'gen Schätzen werde:
Die fliegen niemals auf im Rauch,
Und sind in Gott gesichert auch
Vor Dieben, Kofl und Motten.

Von einer solchen, in Gott immer zufriedenen und stillen Seele, hat der Vöte in einem schönen Buche der beliebten schwäbischen Schriftstellerin, Dorette Wildermuth, die gar anmuthige Geschichte gefunden, von der alten Waschfrau, die's angeht, selbst in einfachen Worten erzählt, und er kann nicht umhin dieselbe für den Kalender abzuschreiben, fest überzeugt seinen lieben Lesern dadurch einen süßen und stillen Genuß zu bereiten.

„Ist's Ihr denn immer gut gegangen auf der Welt, Kathrine?“ fragte einst eine in dem nämlichen Hause wohnende Jungfrau, in welchem die Alte ein Dachstübchen inne hatte, und die ihr während einer Krankheit treulich mit Rath und That zu Hilfe kam, da Kathrinens fort-

während guter Muth und stille Freudigkeit ihr unbegreiflich schienen.

„Nun, nicht grad' immer, was man so gewöhnlich gut heißt,“ lautete die Antwort der alten Waschfrau, „aber doch gerade so wie ich's gebraucht habe; ich will Ihnen einmal Alles erzählen.“

Und die alte Kathrine fing an zu erzählen wie folgt:

Mein Vater war ein armer Tagelöhner auf dem Dorf, ich darf kaum sagen Bauer; wir hatten ein Kühle, eine Wiese und einen Acker; aber ich bin doch froh, daß ich auf dem Dorf aufgewachsen bin; arme Kinder in der Stadt werden viel kinnüher. Und es freut mich heute noch, daß wir arm gewesen sind, man schätzt alles viel besser. Die reichen Bauern müssen sich plagen und haben keine Freude dabei; da legen sie die viele Frucht hin, und besinnen sich sie herzugeben, bis sie theuer genug ist, und wenn sie dieselbe zu wohlfeil verkauft haben, so kommen sie fast aus dem Häusel. Bei uns aber, da hätten sie die Freude sehen sollen, liebes Fräulein, wenn wir unsre Gerste heimführten und vom ersten eignen Brod aßen, und wenn's so schöne Aepfel auf unsrer Wiese gab, und das Kühlein kälberte. Wenn ich jetzt in meinen alten Tagen so dran denke, da mein' ich es sey lauter Freude gewesen, das andre hab' ich freilich vergessen. Und gottesfürchtige Eltern habe ich gehabt, das ist einem ein Segen für sein Lebtag, ich bin da so glücklich vor viel Tausend reichen Kindern. Wenn man so wenig hat, das halbe Jahr lang nicht mehr weiß, woher das Essen nehmen, da lernt man recht auf des lieben Gottes Augen sehen; und wenn das Jahr um ist, und man ist doch nicht Hungers gestorben, das ist wie durch ein Wunder, und mit neuem Muthe fängt man wieder an.

Lang hab ich freilich nicht genießen dürfen, wie gut 's ist dabeim: im zehnten Jahre wurde ich Kindsmädchen bei einer Bäuerin. Das war nun just nicht wie ich's wollte, aber eben wie ich's brauchte; da hab' ich mich tummeln lernen! Hunger durfte ich nicht leiden, und war den Eltern doch aus dem Futter. So oft ich die Mutter Brod heimtragen sah, freute mich's, daß sie dabeim mein Theil auch essen dürfen. Die Eltern sind bald gestorben, recht in Ehren und Frieden, und wir Kinder haben sie schön und christlich begraben lassen, mit einer Rede vom Herrn Pfarrer.

Nun bin ich an allerhand Orten herumgekommen, wie ich's eben gebraucht habe, zuletzt zur alten Sternwirthin in Borndorf, die sonst alle Woche eine andre Magd hatte. Hab ich geglaubt, ich sey vorher 'rumgepudelt worden, so hab ich 's jezt noch anders gelernt, hab aber gedacht, ich bleib dir einmal und will sehen, wer's länger aushält, du oder ich. Und ich hab's ausgehalten! Zwölf Jahre bin ich geblieben, und die Sternwirthin hat mich gehalten wie ihr eigen Kind. Verstehen Sie, liebe Mamsell, der Sternwirthin Kinder haben auch Pflaffe gekriegt! Wie sie gestorben ist, hat sie mir hundert Gulden baar vermacht, und ein schönes Bett und einen Kasten. Gelten Sie, das ist ein Glück für ein so armes Mädel?

Jezt wär's gescheidter gewesen, wenn ich wieder gedient hätte; nach der Sternwirthin hätt ich's in jedem Haus ausgehalten. Da kam aber mein Mann seliger, der ein Metzger war, und wollte mich heirathen. Hätt's können bleiben lassen; aber ich werd's eben gebraucht haben, und es ist doch auch rar wirklicher Zeit, daß arme Mädchen einen Mann kriegen. Es war mir eine rechte Freude, als wir in unser eigen Häuslein zogen, und ich hab eineweg manche gute Stunde drin gehabt; Gott sey Lob und Dank dafür!

Wenn ich nun sagen wollte, mein Mann sey nicht grob gewesen, so müß' ich lügen; es kommt das wohl vom Handwerk; aber er fing nicht gleich mit dem Größten an. Und an unserm ersten Wuben hatte er eine Freude, eine so große Freude, daß ich glücklich weinen mußte; aber das Handwerk ging nicht gut; wir hatten zu wenig baar Geld in Händen, mein Mann kam zu viel hinaus und fing das Trinken an. Das war keine goldene Zeit, liebe Mamsell, aber je schwerer sie war, desto mehr hab ich des lieben Gottes Hülfe erfahren. O, das weiß niemand, dem's gut geht, was es ist, wenn man sich allein vorkommt auf der ganzen Welt, und es ist als hörte man im Herzen sagen: „Fürchte dich nicht, ich bin bei dir.“ — Und es wäre viel schlimmer geworden bei meinem Manne, wenn mir's nicht von Gott gegeben worden wäre, ihm mit Sanftmuth zu begegnen; vielleicht wär es auch noch ganz gut geworden, wenn er nicht in gar zu böse Gesellschaft gerathen wäre.

Vier Kinder habe ich noch geboren; sie sind alle nach und nach gestorben; ich wäre dazumal oft gerne mit ihnen gegangen, aber der liebe Gott hat mich noch nicht brauchen können.

An einem schönen Morgen aber ist mein Mann fortgelaufen in die Fremde, und hat mich sitzen

lassen. Das war arg, und ich meinte zuerst, es sey schwerer als der Tod. Aber es ist wieder ein Glück, daß er nicht in seinen Sünden gestorben ist, so habe ich doch noch für ihn beten können. Wenn er schon todt gewesen wäre, so weiß ich nicht, ob's noch geholsen hätte.

Da war ich allein mit meinem Büblein; das war Ihnen ein brav's Büblein, aber schwächlich. Von dem Häuschen ist mir nichts geblieben, aber ich habe das Waschen angefangen, und Sie glauben nicht, was für eine große Kundschaft ich gleich bekommen habe; oft, wenn ich um neun Uhr von einer Wasch' heimkam, hab ich noch bis ein Uhr nach Mitternacht für ledige Herren zu waschen gehabt, und um drei Uhr hieß es schon wieder: Fort! Meinem Büble durft' ich gar nichts abgeben lassen; es wurde so gut geschult wie ein Prinz. Und gelernig war mein Jakobchen! Dem seine Schreibbücher hätten Sie sehen sollen!

Das ist auch ein Glück, wenn man an seiner Profession eine rechte Freude haben kann; und was gib't es da schöneres als Waschen! Ich habe mir oft etwas eingebildet, wenn ich dachte: die vornehmsten Madamen machen nur schmutzig, du aber machst nur schön weiß. Wenn das schmutzige Geruch garstig in die Waschlüche kam, und nachher unsere Wäsche wie der frische Schnee im Grünen hing, da lachte mir das Herz im Leibe; und wenn ich vollends sagen hörte: „Das ist wieder die schönste Wäsche; da muß die Metzgerkathrine gewaschen haben!“ — Ich denke nicht, daß mir der Hochmuth zur Sünde geworden sey.

Mein Büble wurde konfirmirt; der Herr Pfarrer hatte ihn so gelobt! Ich wollte ihn in eine Lehre thun, er sagte immer, er möchte eben ein Uhrenmacher werden. Das kam mir ein Hochmuth vor, aber er hatte so eine geschickte Hand; der Herr Pfarrer und der Schulmeister redeten mir auch zu. Gott Lob und Dank, daß ich's denen allen zu lieb gethan habe. Ich verkaufte mein Granatennmuster und meine seidene Hochzeitschürze; das langte zum ersten Lehrgeld. O wie war das Büble so vergnügt, als er in die Stube mit den vielen Uhren kam! Es freut mich mein Lebtag.

Das wäre Ihnen der allgeschickteste Uhrenmacher geworden weit und breit; sein Meister hat es oft gesagt; aber der liebe Gott hat's besser gewußt, zu was er taugt; er hat einen Engel im Himmel aus ihm gemacht. Und einen schönen, christlichen Tod ist er gestorben; es hat sich ein Altes daran erbauen können; er hat noch

ganz deutlich das Ende von seiner Konfirmationsfrage gebetet: „Herr Jesu, dir leb' ich, dir leid' ich, dir sterb' ich, dein bin ich todt und lebendig, mach' mich, o Jesu, ewig selig. Amen.“

Da bin ich denn allein auf der Welt geblieben, aber es ist mir nicht zu hart gegangen.

Wie haben die Leute, bei dem besten Willen, oft Mühe ihr Herz in den Himmel zu schicken, wenn sie viel Gutes auf der Welt haben! Das hat mir der liebe Gott leicht gemacht, hab ich doch fünf Engel im Himmel, die auf mich warten.

Vor ein Paar Jahren kam Einer aus Amerika, der sagte mir einen Gruß von meinem Mann; er war gestorben in einem Spital zu Newyork, und er lasse mich um Gotteswillen bitten, ich soll ihm verzeihen, er habe es wohl eingesehen, was er an mir verschuldet; wenn es ihm besser gegangen wäre, so wäre er wieder heimgekehrt. Nun, wenn er seine Schuld gegen mich so eingesehen, so hat er gewiß auch vor Gott bereut, und er wird an keinen schlimmen Ort gekommen seyn.

Es ist bald darauf gar eine gute Freundin von mir gestorben, ein christliches Weib, die hab ich gebeten, wenn sie meinem Mann in der Ewigkeit begegne, so soll sie ihm einen recht schönen Gruß sagen, und es sey schon lang Alles vergeben und vergessen.

So hat mir der liebe Gott auch diese Sorge vom Herzen genommen, und ich kann ruhig sterben. Und daß er mir noch eine so gute Jungfrau wie Sie sind, vor dem Tode schickt, die sich so getreu um mich annimmt, da wär ich gar nicht so keck gewesen, ihn nur darum anzusprechen; ich hätte auch allein und verlassen sterben können, wenn's hätte seyn müssen. —

Dies ist die einfache Lebensgeschichte der alten Waschfrau, die nach langem, sauerem Mühen und Zäckern daheim hatte bleiben müssen, weil die Kräfte nicht mehr ausreichen wollten zur schweren Arbeit. Da die alte Kathrine stets recht häuslicher gewesen, so hatte sie einen Nothpfennig auf die Seite legen können für die Tage von welchen man sagen muß, sie gefallen mir nicht. Auch hätten ihre vornehmen alten Kunden sie nicht Noth leiden lassen; die Damen erfreuten sie mit ihrem Besuche im stillen Stübchen, denn Kecklichkeit und Treue in anvertrauter Arbeit werden immer seltener auf der Welt, und sind aber eben darum auch desto mehr geehret und geschätzt.

Der Bote hat schon manchmal wackere Straßburger Hausfrauen, die ihre Wäsche, nach altem

Brauch, gern daheim machen lassen in der eigenen Bauchküche, bedenflich klagen hören, daß die guten alten Wäscherinnen immer seltener werden und keine junge, rüstige mehr nachwachsen. Das jüngere Geschlecht hat größere Sprünge im Kopf, und sucht sein Brod auf leichtere, bequemere Weise zu verdienen als am Bauchkessel, an den Seifenbüten und auf der Waschbritsche. Da gibt's Fabriken aller Art und Tabakmanufacturen, in denen leichtere Handarbeit zu finden ist, und welche die Mädchen und Weiber des Arbeiterstandes verlockend an sich ziehen. Ist's ein Nutzen? Ist's ein Schaden? Werden die guten Sitten und die Wohlfahrt dadurch gefördert? Der Bote will's dem nachdenkenden Leser überlassen diese Fragen zu beherzigen und Antwort darauf zu geben; sie sind eine natürliche Folge der Lebensgeschichte der alten Waschfrau, die wir so eben erzählen hörten.

Der Maelstrom.

Der Maelstrom ist ein furchtbarer Strudel an der Küste von Norwegen, in der Nähe der Insel Moskoe. Seine Wassertiefe beträgt ungefähr vierzig Klaftern, und sogar zur Zeit der Ebbe übertrifft das Getöse des Strudels die stärksten Wasserfälle; zur Zeit der Fluth aber wächst sein Brausen und sein Ungestüm in einem unbeschreiblichen, ja fast ungläublichen Grade, von dem man sich gar keinen Begriff machen kann, ohne Augen- und Ohrenzeuge davon gewesen zu sein. Werden die wirbelnden und sprudelnden Wogen erst gar durch einen Sturm noch mehr aufgeregt, so kann der Maelstrom Schiffe erreichen, welche sieben englische Meilen weit von ihm entfernt sind.

Im Jahre 1645 raßte der gefährliche Maelstrom so fürchterlich und gewaltig, daß sämtliche Häuser auf der Insel Moskoe erschüttert wurden, und man den Untergang des ganzen Landes befürchtete. Man sah einmal einen Wären den Versuch wagen, von der Norwegischen Küste nach Moskoe zu schwimmen, vermuthlich in der Absicht, sich eines der Schafe zu bemächtigen, welche auf der Insel weideten; aber der Maelstrom zog ihn in seinen Wirbel, und des Wären Geschrei und Gebrüll wurde so lange gehört, bis der Strudel ihn immer schneller seiner Vernichtung entgegen führte. Schiffstrümmen und Wrack's werden oft an den benachbarten Küsten gesehen. Eine englische Zeitschrift enthielt die Schilderung von dem Untergange eines Schiffes, das im Jahr 1834 in dem Alles zerstörenden Strudel scheiterte.

Ein einziger Mann des Schiffs, der im Schwimmen sich auf einen Balken schwingen konnte, und endlich gerettet wurde, erzählt unter andern in seinem Berichte:

„Der gelinde Wind oder, wie die Seeleute sagen, die Brise, welcher seither geweht hatte, legte sich gänzlich und eine Windstille trat ein. Bald jedoch hörte man ein Brummen, als ob ein Schwarm Bienen aus dem ruhigen Ocean emporstiege. Kein Wort wurde gesprochen; Jeder hielt den Athem an, Jeder horchte mit Spannung auf das entfernte Geräusch. „Es ist der Maelfstrom!“ rief der Bootsmann. „Der Maelfstrom!“ wiederholte das Schiffsvolk. „Alle Mann hinunter in den Raum!“ tönte die Stimme des Steuermanns, „bringt die gesparten Segel, klärt das Deck, setzt Segel bei, schnell, schnell!“ — Den Lärm der Vorbereitungen ersüchte das Gesumme des entfernten Strudels; es entstand eine ängstliche Pause, sobald ein neues Segel aufgespannt war. Selbst die erfahresten Seeleuteglaubten, daß der Wind noch zur Genüge wehe, um das Schiff vom Verderben zu retten. Aber ach! das Segeltuch breitete seine Falten nicht aus, kein Windhauch bewegte die dumpfste Oberfläche des trüben Wassers. Keine Hoffnung blieb den Schiffleuten. Sie schauten einander an in völliger Muthlosigkeit. Jetzt hörten sie immer deutlicher das Brausen und Loben des entsetzlichen Maelfstroms, und die in seiner Nähe aufstarrenden schrecklichen Felsen der Losoden zeigten sich auf der Rechten ihren Blicken. Es schien Allen unzweifelhaft, daß das Schiff, von der Fluth getragen, sich dem Strudel immer mehr näherte, und die Gewißheit des unvermeidlichen Todes wurde ihnen mit jedem Augenblicke deutlicher. Zuerst standen die Matrosen in Gruppen beieinander, und als des Strudels Tosen immer lauter erscholl, blickten sie sich verzweifelt an und verschwandend endlich nach allen Seiten des Schiffes.

„Es war ein schöner Tag; die Sonne brannte, ohne daß eine Wolke ihren Schein verdüsterte. Von ihrem Glanze funkelten die Wellen, und das weiße Gefieder von vielen Hunderten geschäftiger Seewögel glänzte noch viel blendender in ihren Strahlen. Die Insel Moskoe lag bald ganz nahe, aber das Schiff vermochte nicht zu landen, denn der Strom, der es mit sich fortführte, litt keine Wendung in seinem Laufe. Es gleitet jetzt schneller und immer schneller dahin — es fängt an sich heftig zu bewegen und unsicher zu schaukeln — seine Bahn ist zu Ende. Schreckenvoller Augenblick! Das Schiff eilt seinem Untergange in wahnwitzigem Laufe entgegen, es fliegt mit der Gewalt

des Blitzes. Jetzt befindet es sich in dem wirbelnden Wasser! Rund geht es herum, rund und wieder rund hinauf und hinab geschleudert. Die Schiffleute halten sich am Geländer des Verdeckes fest, aber mit einem gräßlichen Wurf ist das Dugspriet unter dem Wasser und ein wildes Geschrei erhebt sich während eines kurzen Augenblicks gen Himmel. Dann — grausenhaftes Schweigen: Der Strudel hat das Schiff hinabgezogen in seine unergründliche Tiefe!“ —

Den Boten durchließ bald warm bald kalt beim Abschreiben der vorstehenden Schilderung; er hat allen Respekt vor dem Maelfstrom, und ist von Herzen froh, daß er nicht nach der Insel Moskoe wandern muß, um deren Bewohnern seinen Kalender feil zu bieten, und sollte er auch mehr als die gewöhnlichen sechs Sous dafür bekommen. Dem gefräßigen Strudel käm's auf einen Stelzfuß mehr oder weniger nicht an. In seinen jungen Jahren hat der Bote wohl die Bekanntheit des Strudels und des Wirbels auf der Donau gemacht, die sind aber lange nicht so gefährlich, und er kam mit heiler Haut davon, sonst könnte er heute keinen Kalender mehr schreiben.

Das Zuckermättel.

Dem Boten, und gewiß vielen seiner Leser auch, sind schon manchmal die sonderbaren Namen der Gewandungen oder Cantone aufgefallen. Es gibt Stadt- und Dorfbänne in unserm Elsaß, darin man folgende Gewandungen findet: In der Koh, in der Huh, im Zieh, in den Rittien, im Sauläger, im Heidenköpfel, auf der Trumley, auf dem Schelmenkirchhof, im Wigen, in der Bländ, im Nächstensberg, im Stiemelsberg, im Herrenwinkel, im Heustall, im Begetweg, am Afererhein, im Wandelsgarten (vermuthlich der nämliche Wandel, von dem in Straßburg der Ausdruck herkommt: Frissen können wie's Wandel's Rapp, oder, da geht's zu wie in's Wandel's Haus!), in der Kerllies, im Holsch, in der Gaisbeck, u. s. w. Man könnte noch lange mit Aufzählung solcher Gewandnamen fortmachen, ohne damit zu Ende zu kommen.

Für einen Etymologen, das Wort ist griechisch und heißt zu deutsch: Wortforscher, wär's eine angenehme Beschäftigung, den Ursprung solcher sonderbaren Namen herauszugrübeln, denn aus der Luft hat man sie jedenfalls nicht gegriffen, oder aus dem Urmel geschüttelt; mit jedem hat's wohl seine eigene Bewandnis, und dieser oder jener Umstand hat Veranlassung zu der Bezeichnung

gegeben. So verhält sich's auch mit dem Zucker-
märtel, von welchem jetzt der Bote seinen ge-
neigten Lesern erzählen will. Er hat das Geschicht-
chen in einer alten Familienschrift gefunden, die
ihm ein guter Freund anvertraut, mit dem Be-
merken, es gäbe ein Stücklein in den Kalender.

Der Zucker war nicht immer so wohlfeil und so
häufig im täglichen Gebrauch, wie in unsern glück-
lichen und zucker süßen Zeiten; man mußte manch-
mal das Pfund mit fünf bis sechs Franken bezah-
len, und begnügte sich daher gern mit Syrup im
Kaffee. Dazumal kamen die gelehrten Chemiker
auf den Gedanken, auch aus andern Gewächsen
als dem Zuckerrohr den süßen Stoff zu ziehen,
und in Zucker umzuwandeln. Runkelrüben und
Turnipsen oder Dürrlippen, mußten herhalten
und die Stelle des kostbaren Zuckerrohrs versehen,
und manche andere Pflanze noch. Nun denn, eben
in jener theuern Zuckerzeit heirathete ein elsäss-
ischer Bauer ein junges, hübsches und verschlecktes
Weibchen. Ob nun das Dorf, in welchem der
Bauersmann wohnte, im Ober- oder im Unter-
Elsaß, im Rochersberg oder im Ried liegt, das
will der Bote für sich behalten; es thut ja nichts
zur Sache. Einer oder der andere seiner Leser
wird's schon errathen, wenn der Schluß des Ge-
schichtchens kommt.

Das junge Weibchen mußte jeden Morgen
eine Schüssel voll Kaffee haben, manchmal auch
zum Abendimbiß. Doch das Leckermaul begnügte
sich nicht mit Syrup zum Versüßen des arabischen
Trankes, sondern hielt sich treulich an den Zucker.
Da jedoch das Pfund sechs Franken kostete, so
wanderte gar mancher Sechsilverthaler aus dem
Beutel des Bauers in den Italienerladen. Aus
Liebe zu seiner jungen Frau sagte der gute Bau-
ersmann nichts über den theuern Zucker, grübelte
und similirte aber lange heimlich hin und her, wie
er dem kostspieligen Uebelstand abhelfen könnte,
ohne dem lieben Weibchen den Zucker im Kaffee
versagen zu müssen, der ihm ein so großes Loch
in den Geldbeutel machte.

Da kam's im Dorfe zu einer Güterversteigerung
im Hirzhey, welcher auch unser Bauersmann bei-
wohnte. Unter den zu versteigernden Feldstücken
befand sich eine kleine Wiese, die wegen ihres guten
und reichlichen Ertrags bekannt und berühmt war.
Sie gab, wie man zu sagen pflegt, süßes Futter.
Der Schreiber des Notarius, der die Wiese zum
Verkauf ausrief, setzte im Scherz hinzu: „Das
Gras, welches auf diesem Mättel wächst, ist so
süß, daß man den Kaffee damit verzuckern kann!“
Der Bauer, dem es Tag und Nacht vom Zucker
träumte, spitzte bei diesen Worten die Ohren wie

ein Hase, nahm den Scherz für baare Münze und
steigerte wacker drauf los, bis ihm das Wiesenstück
zuge schlagen wurde. Er freute sich nun schon im
Geiste auf die Geldersparniß, die sein Kauf ihm
verschaffen sollte, wenn er in Zukunft, statt den
theuern Zucker im Italienerladen zu holen, bloß
auf das Mättel zu gehen brauchte, einige Hand-
voll Gras abzuschneiden und seines Weibchens
Kaffee damit zu versüßen.

Freilich getraute er sich nicht seiner gestrengen
Hausfrau von dem Vorhaben eher etwas zu sagen,
bis er zuerst eine Probe mit dem Zuckergras ge-
macht hätte; was gleich am zweiten Tag nach
der Versteigerung geschah, an welchem seine Frau
mit der Magd in die Stadt zu Markte fuhr, und
er daher ungestört und unbeschrien in der Küche
hantiren konnte. Er holte selbst ein Säckchen voll
Gras auf der neuangekauften Wiese, machte Feuer
auf den Heerd, setzte den Kaffeehafen bei, steckte
eine Handvoll Zuckergras hinein und ließ nun das
Ding über Hals und Kopf kochen. Alles ging
ganz prächtig von Statten. Das Zuckerkraut
krümmte und ringelte sich in der braunen Brühe,
und setzte sich endlich am Boden des Topfes im
Kaffeesatze fest. Voll süßer Hoffnung und gespann-
ter Erwartung versucht jetzt der neumodische Kaf-
feesieder seinen gebrauten Trank; aber, hilf Him-
mel! er muß den Mund verziehen bis hinter die
Ohren, denn der Kaffee schmeckt gallenbitter, ja,
bitterer noch als wenn er ohne Zuckergras gekocht
worden wäre.

„Hans, du hast wieder einmal einen recht dum-
men Streich gemacht!“ rief der Bauer ganz är-
gerlich und schlug sich vor die Stirne — „wenn
nur die Leute nichts davon erfahren, sonst be-
komm' ich noch obendrein Spott in den Kauf!“

Und so geschah's auch, denn die Sache wurde
ruchbar trotz des Bauers Heimlichhalten; die
Wiese bekam den Beinamen Zuckermättel, und
hat ihn in dem Dorfe behalten bis auf den heutigen
Tag. Hans mußte nach wie vor den Zucker für
seines Weibchens unentbehrlichen Kaffee beim Ita-
liener kaufen.

Die Schatzgräber.

(Aus des alten Schmied Jakob's Geschichten, von W. D.
von Horn.)

(Mit einer Abbildung.)

Es war einmal im November, da stürmte es
draußen und der Schnee tanzte einen Schottischen
in der Luft, und war so nasskalt, daß man am
Ofen fror. Die alten und die jungen Genossen der

Spinnstube saßen schon an ihren Plätzen, nur der Schmiedjakob fehlte noch. Endlich kam er, rieb die Hände und schüttelte sich. Das ist so rechtes Schatzgräberwetter, sagte er, und kutschelte sich an den Ofen.

Schatzgräberwetter? sagte der Philipp. Warum nennt Ihr's denn so, Vater?

Ei, sagte der Schmiedjakob, das hat seinen Grund und seine Ursache. Ich hab' mal bei Einem geschlafen im Wirthshaus, der war ein Pfälzer, so an dem Donnerberg herum zu Hause, und es war justement Wetter wie heut' auch. Da zog der Pfälzer die Decke über die Ohren und sagte: Hu! das ist Schatzgräberwetter! Und der Wind pfeift durch die Fenster, die auch vor hundert Jahren mögen neu gewesen sein!

Ei, du Narr! ruf' ich da aus. Warum gibst du denn dem Wetter so einen gedligen Namen? — Das hat seinen Grund! sagte er. — So laß' mal hören! hat ich ihn.

Er streckt drauf die Nase unter der Decke heraus und fragt: Habt Ihr schon 'mal etwas von dem Zundelfrieder, dem Heiner und dem rothen Diether gehört? — Freilich, sagte ich. Die ziehen im Lande herum und pressen die einfältigen Bauern, und steht auch zur Warnung so ein Stücklein von ihrer edlen Kunst in der Spinnstube von Anno 1846 zu lesen.

Richtig, sagte er. Nun, die Dreie kommen vor'm Jahr in unser Dorf und quartieren sich beim Straußwirth ein. Nun muß ich Euch vorher noch sagen, daß in den achtziger Jahren wir eine neue Kirche bauten, die näher an's Ort kam, lag aber der alte Kirchhof noch etwas weiter weg vom Dorfe. Nun weiß ich halt nicht, wie's entstand, aber es ging seit alten Zeiten im Dorfe das Gerücht, als hab' im dreißigjährigen Kriege ein reicher Bauer einen ganzen Topf voll Gold auf den Kirchhof vergraben, und da er drüber gestorben sei, so hab' er's auch Niemand sagen können, und das Geld stehe noch, und wer's finde sei nicht böse.

Solche Gaudiebe haben überall ihre Helfershelfer, und so müssen es die Drei auch erfahren haben, daß sie sich grade beim Straußwirth einquartierten, das war auch nicht dumm; denn der war der reichste Bauer im Dorfe, hatte keine Kinder, und er und seine Frau waren die ärgsten Geizhälse im Lande, und geldgierig über Gebühr. Die drei Schelme setzten sich, essen und trinken; als die Schoppengäste fort waren, fangen sie an in ihrem Rauberwälsch mit einander zu paroliren.

Weißt du auch wo der Kirchhof liegt? fragt der Zundelfrieder den Heiner.

Freilich, sagt der, draußen vor dem Dorfe.

Wie der Wirth sie so kaudern hört, denkt er: Was mögen die haben? und paßt auf wie ein Hästelmacher, denn er kennt das Rothwälsch. Grill nur, sagt drauf der rothe Diether, ich weiß Alles; es sind an die vierzigtausend Gulden.

Gebt Acht, sagt der Zundelfrieder, der Wirth ist ein Schlaupkopf; der versteht uns.

Ach was! versetzt der Heiner. Das Geld muß aber doch tief liegen, weil's der Todtengräber noch nicht gefunden hat!

Drauf sagt der Zundelfrieder: Wie konnt's der finden, da er das Christoffelgebet nicht kennt und nicht weiß, wie man Geister bannt.

Wenn nur kein Geldteufel drauf sitzt! seufzt der rothe Diether.

Nacht euch keinen Kummer, versetzt der Zundelfrieder. Wißt ihr nicht von der Veller Kirche her, daß das Geld den Geldteufel weglockt! — Nun haben die Dreie ganz leise geflüstert und darauf sind sie schlafen gegangen.

Dem Wirth treibt's im Kopf herum wie ein Mühlrad, daß die von dem Schake wissen; daß sie ihn heben wollen und heben können — daran ist kein Zweifel, aber wie er's anfangen soll, Theil daran zu kriegen, das ist's, was ihn quält.

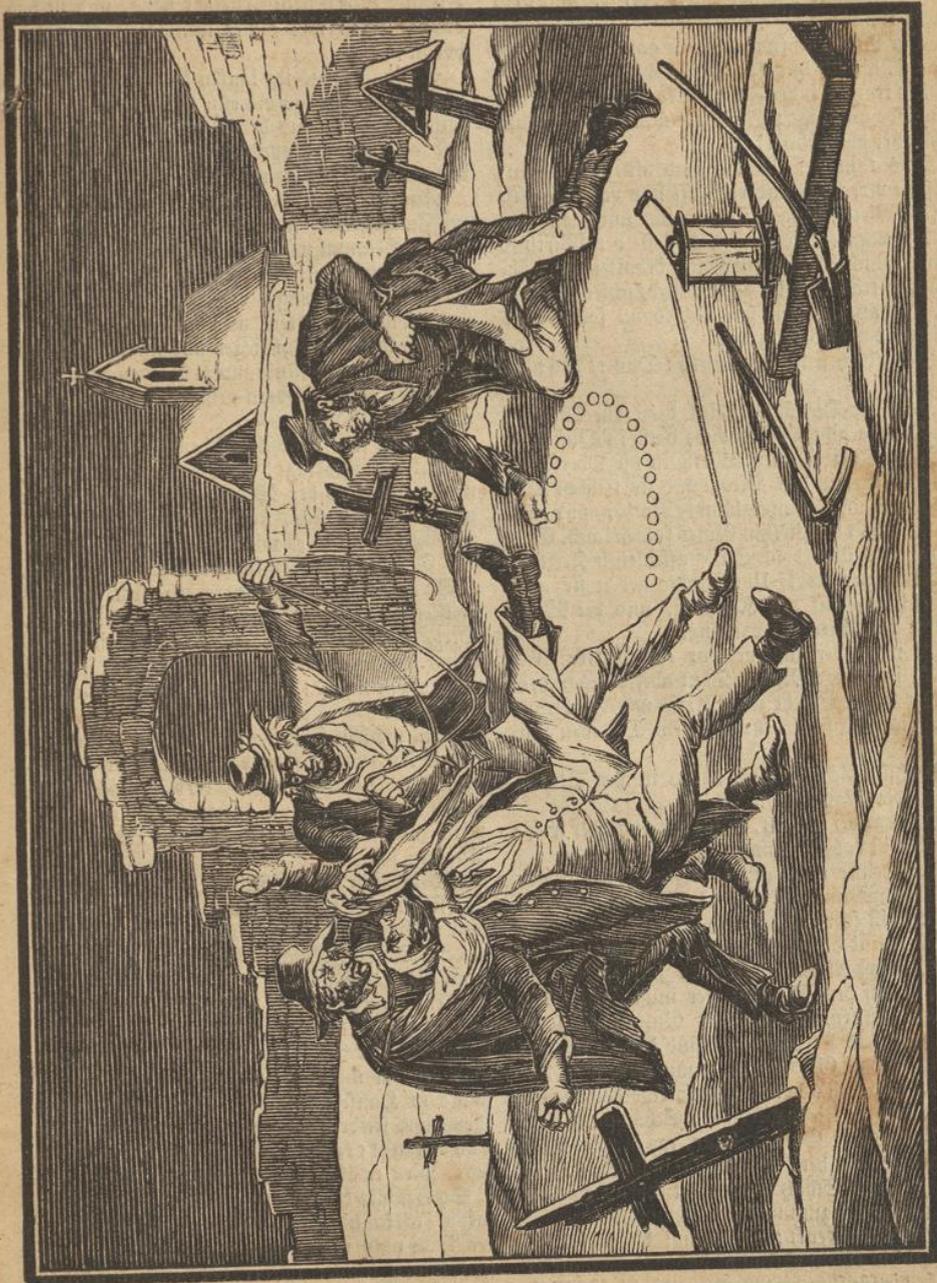
Nachdem er noch lange still da gesessen und überlegt hat, und die Geldgierde fiers in ihm wuchs, geht er zu Bett, stößt seine Frau in die Rippen und sagt: Lisemargreth, sagt er, denk' dir nur was ich gehört und was wir für Leute im Hause haben! Und nun erzählt er Alles haarklein, und die alte Hexe wird ganz lebendig bei dem Gedanken an das viele, viele Geld.

Nun überlegen sie die halbe Nacht und werden endlich einig, der Wirth solle den Dreien Morgen früh sagen, er hab' Alles verstanden, und, wenn sie ihm nicht Halbpant gäben, so sag' er's dem Bürgermeister.

Morgens kommt der Zundelfrieder allein herunter in die Wirthstube, und begehrt Kaffee. Wo sind denn Euere Kameraden? fragt der Wirth; trinken die keinen Kaffee?

Das sind Wöhnen, sagt er, die trinken Schnaps. Ich aber bin aus dem Badischen drüben, da trinkt man Kaffee, wenn man ihn hat.

Hört' mal, hebt da der Wirth an, so und so hab' ich Euch gestern reden gehört, und wenn Ihr mir nicht Halbpant gebt, so zeig' ich's auf der Stelle dem Bürgermeister an, und dann geht's Euch übel, denn Ihr habt keine Pässe! — Darob erschrickt der Zundelfrieder auf den Tod, macht das gute Männel und sagt: Herr Wirth, Ihr seid



Die Schatzgräber.

ein räsonnabler Mann; das werdet Ihr uns doch nicht thun!

Der Wirth antwortet aber ganz trocken: So gewiß, als ich hier vor Euch stehe!

Da fragt sich der Zundelfrieder hinter dem linken Ohr und sagt: So haltet nur sein das Maul und ruft die Andern!

Das thut der Wirth, und als die's hören, daß sie verrathen und verkauft sind von dem pffiffigen Wirth, fangen sie an und unterhandeln, und werden endlich einig, daß sie der Wirth so lange heimlich in seinem Hause behalten und nähren und tränken solle — aber nicht schlecht — bis der Schatz gehoben sei, und dann soll er das Viertel davon bekommen.

Bedenklich fragt der Wirth: Dauert das noch lange?

Heut' ist Dienstag, meint der rothe Diether, am Freitag gibt's Neumond, dann ist's just Zeit.

Nun führt sie der Wirth in die Oberstube, macht Feuer in den Ofen, und sie trinken Deidesheimer und Guntersblumer Rothen, und essen Alles, was die Wirthin Gutes kochen kann. Endlich wird's über dem Schlaraffenleben Freitag, und kurz vor zwölf Uhr Nachts gehen sie ganz unbeschrien auf den Kirchhof, und der Wirth zittert vor lauter Erwartung.

Es war aber justemoment ein Wetter, wie heut', in selbiger Nacht. Thut aber Alles nichts.

Der Diether zieht einen Kreis und der Heiner läßt die Wünschelruthe auf dem Daumen tanzen.

Plötzlich zieht sie nach einem weißen Steine, der in die Mauer geht.

Da liegt der Schatz, flüstert er, und der weiße Macken ist das Merkmal.

Der Heiner und der Zundelfrieder heben jetzt die Beschwörung an; aber es will sich nichts zeigen und ist schon schier halb Eins.

Da meint der Zundelfrieder: Es ist, wie ich am Montag Abend sagte: Es sitzt ein Teufel auf dem Schatze; der muß durch Geld geweckt werden. Fünfhundert Gulden müssen's sein, und kein Kreuzer mehr und keiner weniger. Wenn er das Geld merkt, dann verläßt er den Schatz und will's holen. Ich spreche das Bannwort, und er kriegt weder den Schatz mehr noch die fünfhundert Gulden. Aber, wo in aller Welt bringen wir die her? Schon ist's halb Eins, und wenn wir den Schatz heute nicht heben, so dauert's wieder bis zum nächsten Neumond.

Der Wirth denkt: Da kannst du ja helfen! Ich hab' in einem Strumpf daheim, so sagte er drauf, die fünfhundert Gulden, die ich für Wais-

zen zu Lautern neulich gelöst habe, und ist kein Kreuzer mehr und keiner weniger. Ich will sie holen.

So lauft, was ihr laufen könnt, und kommt zurück so geschwind als eine Gais tritt, sagt der rothe Diether, und der Wirth eilt hinweg. Er zieht aus wie ein Holländer, und bringt das Geld nach einigen Minuten.

Nun wird das Geld in den Kreis gelegt, und der Zundelfrieder fängt wieder an zu brummeln; aber auf einmal wird der Wirth von hinten umgerissen, geknebelt und ihm der Mund zugestopft (siehe die Abbildung).

Er will sich wehren, aber das ist umsonst.

Nun lassen sie ihn liegen und machen sich aus dem Staube; die fünfhundert Gulden aber lassen sie nicht liegen, sondern nehmen sie mit von der ungelegten Bank.

So liegt in dem abscheulichen Wetter der arme Teufel und wehklagt, denn er sieht nun leider, woher eigentlich der Wind bläst. Er verjacket und strarbeitet sich, um von den Stricken loszukommen, allein es will ihm nicht gelingen; nur das Tuch am Munde kann er etwas abschieben.

Seine Frau, die Lisemargreth, sitzt zu Haus voll seliger Hoffnung; aber es wird Eins, Zwei, Drei, und sie kommen nicht. Da wird's ihr bange. Sie sagt zum Knecht: Steh' auf, Fockob, wir müssen meinen Mann holen — und erzählt ihm Alles.

Nun machen sie sich mit der Laterne auf und finden ihn endlich starr da liegen. Der Fockob schneidet die Stricke durch, verbeißt das Lachen und sagt: Herr, nun hängt Euch in meinen Arm und lauft, daß Ihr wieder Leben in die Knochen kriegt.

So bringen sie ihn heim den armen Echelm. Die Frau kocht Kaffee, und er legt sich in's Bett, und flucht wie ein Türke über die feinen Spizbuben. Der Fockob lacht und fragt: Hattet Ihr denn nicht genug? —

Sei du nur still, sagt die Frau zu dem Knecht, daß es die Bauern nicht hören, sonst ugen sie uns todt. Der Fockob versprach's, aber hernachmals sind sie mit ihm verstreit worden, und er ist aus dem Hause gekommen. Da hat er's verrathen, und seitdem heißt solches Wetter Schatzgräberwetter bei uns, und wenn's der Wirth hört, wird er allemal freideweiß vor Zorn.

So erzählte der Pfälzer, sagte der Schmiedjakob. Ich kann's euch versichern, solche Geschichten kann man nicht genug wiedererzählen, denn sie kommen immer wieder vor, und es fehlt so wenig an Spizbuben, die gern pressen, als an

Narren, die sich prellen lassen, wenn man sie nicht warnet.

Der gefangene Huiffier.

Zu Nanzig, der schönen Stadt im Lothringerland, gab's einmal einen Huiffier oder, zu deutsch, Gerichtsvollzieher, der ein gar droliger Kauz war und gerne seine Späslein machte.

Zum großen Schrecken einiger schlechten Bezahler hatte er eines Tages die Kunde gemacht in mehreren umliegenden Dörfern, und als der Abend herannahete, schritt er wieder der Stadt zu. Da holt er auf der Landstraße zwei berittene Gendarmen ein, vor welchen zwei eingefangene Diebe, durch eine Kette zusammengeschlossen, herwandern. Die Burschen machen gar verdächtige Gesichter, und die Aussicht auf das zu Nanzig ihrer harrende Gefängniß, und das strenge Gerichtsurtheil, stimmt sie nicht heiterer.

Der lustige Huiffier, Girardot genannt, findet natürlich in den Gendarmen alte Bekannte vom Tribunal her, und knüpft gleich ein Gespräch mit ihnen an; läßt sich auch über die Umstände und die Ursachen berichten, wegen welcher die beiden Burschen davorn durch eine berittene Ehrenwache nach Nanzig transportirt wurden. Mittlerweile kommt die honorable Reisegesellschaft der Stadt immer näher, und dem spaßhaften Huiffier schießt plötzlich ein ganz absonderlicher Gedanken durch den Kopf.

„Meine Herren,“ sagte er zu den Gendarmen, „ihr erlaubt mir wohl, daß ich mich, wenn wir jetzt in die Stadt einziehen, inmitten eurer beiden Gefangenen stelle, und die Kette mir um die Hände wickle?“

Die ernstern Gendarmen schauen sich verwundert an, wissen nicht, ist's gehauen oder gestochen, und meinen, es müsse Herrn Girardot, dem ehrenwerthen Huiffier, im Hirnkasten rapeln. Dieser aber läßt nicht nach mit Bitten und Betteln, bis sie ihm endlich sein Verlangen gewähren.

„Erlaubt mir in eurem Bunde der Dritte zu seyn,“ redet der Huiffier nun die beiden armen Teufel an, welche trübfinnig, mit niedergeschlagenen Blicken einberziehen, „ich möchte gern ein Vierteltündchen lang euer Schicksal und eure Ehrenwache mit euch theilen.“

Der Huiffier nimmt die herabhängende Kette, schlingt sich dieselbe um die Händeknöchel, und wandert nun, mir nichts, dir nichts, als freiwilliger Gefangener in Nanzig ein, hindrendrin die Gendarmen, hoch zu Ross.

Der geneigte Leser mag sich das Aufsehen denken, welches dieser Einzug in den Straßen der Stadt erregte! Der Huiffier Girardot war männiglich bekannt, und haufenweise liefen die Nanziger, Groß und Klein, Alt und Jung, zusammen, um dieses sonderbare Schauspiel anzustauen.

Ein Huiffier an der Kette, mit zwei verdächtigen Kerls, von Gendarmen geführt! Was in aller Welt mag denn Herr Girardot angestellt haben? Und wie er so verstört und niedergeschlagen aussieht, er, der sonst immer so lustig und voller Narrenpossen ist! Was wird die arme Frau Girardot sagen, und die unglücklichen Kinder, wenn sie's erfahren!

Solche und ähnliche Aeußerungen wurden ringsum laut, und immer dichter scharten sich die Gaffer zusammen. Das Gedränge nahm so sehr überhand, daß es den Gendarmen fast Angst wurde, und sie's schon bereuten in Girardot's sonderbaren Einfall gewilligt zu haben.

Jetzt langt der Zug auf dem Paradeplatz an, in dessen Nähe Herr Girardot wohnt. Da wickelt dieser die Kette von den Händen los, zieht höflich den Hut ab vor der staunenden, gaffenden Menge, macht links und rechts zahlreiche, tiefe Bücklinge, wünscht Allen einen guten Abend und eine gerubige Nacht, dankt den Gendarmen und den Dieben für die gefällige und angenehme Begleitung, und schreitet, gerade als wäre nichts Besonderes vorgefallen, seinem Hause zu, seelenvergnügt über seinen Einfall, durch den er halb Nanzig auf die Beine und fast in völligen Aufruhr gebracht hatte.

Ein kleiner Verweis, den er am andern Tage vom Präsidenten des Gerichtshofs wegen des Schabernacks erhielt, machte ihm eben wenig Kummer, und konnte den Genuß nicht trüben, den ihm sein Triumphzug gewährte; es hatte ja kein Mensch Schaden dadurch erlitten. Einen Spaß in Ehren, kann Niemand wehren.

Der ehrliche Hegenmeister.

Zimmer noch hat der Aberglaube, der Glaube an Hexen und Zauberer seine Anhänger, in Stadt und Land, trotzdem schon lange dagegen gepredigt, geredet und geschrieben wird. Ein guter Freund des Boten hat ihm da ein Stücklein erzählt, das sich neulich in einem unserer Gebirgsdörfer zugetragen und eine gar gute und beherzigenswerthe Lehre für diejenigen enthält, welche über spärliches Milchgeben der Kühe zu klagen haben, und sich dann steif und fest in den Kopf

sehen, die nützlichen Thiere seien verhext worden.

In einem angehenden Haushalt zerbrachen sich die jungen, fleißigen und sparsamen Eheleuten fast den Kopf darüber, warum ihre frischgekauft Kuh mit so wenig Milch sie beschenke, bis eine alte Waise das Ding spitz bekam und in allem Ernste versicherte, das Thier sey verhext worden von Jemanden der ihnen feind wäre, und sie wisse keinen andern Rath, als einen Hexenmeister herbeizurufen, der den bösen Bann von der Kuh nehme. Solches geschah.

Der Hexenmeister, man muß es ihm zum Lobe nachsagen, war ein ehrlicher Pfiffikus, und merkte gleich beim Untersuchen der verhexten Kuh, wo sie eigentlich der Schuh drückte.

„Das Thier ist in der That verhext“, sagte er mit wichtigem und geheimnißvollem Blick, „allein, wenn ihr meinen Rath treulich und pünktlich befolgt, so soll in einigen Tagen alles abgethan seyn. Merket wohl auf! Jeden Morgen, sobald ihr in den Stall kommt, nehmet ihr das Heu, welches die Kuh noch aus der Nacht her in der Kraufe liegen gelassen, sorgfältig heraus, formt's zu einem Bündelchen und reibt das verhexte Vieh tüchtig damit von den Hörnern an bis hinten zum Schwanz. Verstanden?“

Die jungen Eheleute versprachen, den Rath gleich am kommenden Morgen pünktlich zu befolgen, und der Wunderdoktor versprach seinerseits, am morgenden Mittag wieder anzukehren. Er hielt Wort.

„Nun, wie steh't's?“ fragte er, „habt ihr meine Vorschriß befolgt?“

„Es war rein unmöglich“, antwortete die junge Frau, „denn als ich diesen Morgen früh in den Stall kam, da war kaum ein Halmchen Heu in der Kraufe zu finden, geschweige denn gar um ein Büschel davon zu machen.“

„So, so!“ verwunderte sich der Hexenmeister und schüttelte bedenklich den Kopf, „das Ding gefällt mir nicht! Ihr müßt heut Abend mehr Heu als gewöhnlich in die Kraufe legen, morgen und übermorgen noch mehr, bis daß ihr einen recht ansehnlichen Bündel von dem übrig Gebliebenen machen könnt zum Reiben von den Hörnern bis zum Schwanz, wie ich's befohlen habe. In einigen Tagen komm' ich wieder und schau nach. Schüttet nur tüchtig auf!“

Der aufmerksame Leser wird bereits gemerkt haben, wo's eigentlich mit der Hererei hinaus will. Die alzusparnsamen Anfänger im Haushalt merkten's aber nicht so geschwind, befolgten jedoch gewissenhaft des Hexenmeisters Vorschriß, als sie an den nächstfolgenden Morgen so viel

Heu in der Krippe vorfanden, daß ein ordentliches Bündelchen davon gemacht werden konnte. Die Kuh wurde aus Leibeskräften damit gerieben von den Hörnern bis zum Schwanz, die Hererei nahm Reißaus und das gute Thier gab nun Milch in reichlichem Maße. Da heißt's gewiß mit allem Recht: Merke! Wer ernten will, der muß auch säen.

Rezept gegen den Aberglauben.

Eine abergläubische Bauersfrau klagte ihrem Pfarrer, daß ihre Kühe des Morgens schon seit etlichen Tagen keine Milch mehr geben wollen; das Vieh müßte verhext sein, und sie bitte daher um ein geweihtes Mittel dagegen. Der treue und gewissenhafte Seelsorger, der sie recht gründlich von ihrem dummen Aberglauben heilen wollte, versprach ihr, auf Nachmittag ein solches Mittel zuzubereiten.

Bei ihrer Rückkehr in's Pfarrhaus erhielt die Bäuerin ein wohlveriegeltes Papier, mit dem Auftrage, jede Nacht, um zehn Uhr, in den Kuhstall zu geben, und jede Thüre und jeden Winkel mit dem Papier, welches nicht aufgemacht werden dürfe, fleißig zu berühren.

Eifrigst befolgte die Frau diesen Auftrag. In der ersten Nacht, als sie ihre Wanderung im Stalle vollzog, fand sie dessen Thüre offen, meinte jedoch, die Magd habe nur zufällig dieselbe zu sperren vergessen, und schloß sie nun selber fest zu.

Begierig auf die Wirkung des Mittels, ging sie des andern Tags, zur Melkzeit, in den Stall, und siehe da, die Kühe gaben wieder Milch.

In der nächsten Nacht fand sie die Stallthüre wieder nicht zugesperret, und die Magd erhielt nun, wegen ihrer Nachlässigkeit, einen ersten und scharfen Verweis. Die Kühe gaben abermals regelmäßig ihre Morgenmilch.

Als die Bäuerin in der dritten Nacht mit dem so kräftig wirkenden Zauberpapiere den Stall zu durchwandern sich anschickte, war die Thüre desselben wohl zugesperret, aber da sie mit ihrem Papiere dem abgelegenen Winkel des Stalles sich näherte, fand sie daselbst, zu ihrem nicht geringen Schrecken, einen Menschen versteckt, in welchem sie den Bruder ihrer Viehmagd erkannte, der in dem Rufe eines sehr liederlichen und diebischen Burschen stand.

Der guten Frau ging nun endlich ein Licht auf wie eine Fackel, und sie argwohnte, oder besser gesagt, sie merkte deutlich, daß ihre Magd mit Fleiß die Stallthüre offen gelassen habe, damit

der verstoßene und verrufene Bruder die Milch holen könne. Bevor sie aber von ihrem Schrecken zurückgenommen und an's Hülfserufen dachte, hatte sich der Milchdieb schon aus dem Staube gemacht und seine mitschuldige Schwester von der Entdeckung benachrichtigt, die auch in derselben Nacht mit allen ihren Habseligkeiten Reisfaß nahm, also daß der Bäuerin das Nachsehen übrig blieb. Voller Beschämung erzählte sie dem Pfarrer des andern Tags den ganzen Hergang und den Ausgang der vermeinten Hexerei, und gab ihm dankend das versiegelte Papier zurück.

„Ich hoffe, daß Ihr jetzt gründlich von Euerm Aberglauben werdet kurirt sein“, sagte der Pfarrer ernst, öffnete das Papier vor der Bäuerin Augen, und las ihr folgendes darin enthaltene Sprüchlein vor:

bleib' länger wach,
Schau besser nach;
Dann ist vorbei
Die Hexerei!

Der Kienholzmann.

(Mit einer Abbildung.)

Am 10. November des Jahres 1859 wurde durch ganz Deutschland ein patriotisches Jubelfest gefeiert. Es waren nämlich am selben Tage gerade hundert Jahre, daß der große, volksthümliche Dichter, Friedrich Schiller, in dem schwäbischen Städtchen Marbach das Licht der Welt erblickt hatte, und dieses hundertjährige Geburtsfest des Lieblingsdichters des deutschen Volkes sollte vor aller Welt die Bewunderung und Anhänglichkeit frei und offen bekunden, die man noch heute so gerne dem schon längst Dahingegangenen im Herzen bewahrt, der frühe schon aus seinem rüstigen Schaffen und Wirken abgerufen wurde, nicht volle sechsundvierzig Jahre alt; der 9. Mai 1805 war Schiller's Todesstag.

Der Bote gedenkt seinen geneigten Lesern, von denen wohl viele den großen, deutschen Dichter aus seinen weit verbreiteten Schriften kennen und lieben gelernt haben, eine ganz einfache Begebenheit zu erzählen, die sich während des in Karlsruhe gefeierten Jubelfestes zugetragen. Er hat solche von ungefährt unter die Augen bekommen, und gleich dabei gedacht: daß mußst du deinen lieben Kalenderlesern auch mittheilen. Jetzt zur Sache.

Am Morgen des Schillerfestes, es war ein Donnerstag, zog ein armer Bauer, aus einem fünf Stunden von Karlsruhe gelegenen Dorfe des

Schwarzwaldes, nach der Residenzstadt des Großherzogs von Baden, nicht aber um den Festlichkeiten beizuwohnen, von denen er in seinem stillen Gebirgsorte gar keine Ahnung hatte, sondern um einen Rückkorb voll Kienholz zu verkaufen und dann mit dem daraus erlösten Gelde sich eine Flasche guten, alten Weins zu verschaffen, zur Stärkung für seine von schwerer Krankheit langsam sich erholende Frau, ein Laiblein Weißbrod und ein Pfündlein Kalbfleisch, denn der Herr Doktor hatte gestern zu ihm gesagt: Eure Frau kann nicht gesund werden bei Wassersuppen und Kartoffeln; sie muß bessere Nahrung bekommen, sonst siehe ich für nichts.

Und der arme, gute Steffe-Marten, so heißt der Bauer'smann, hatte sich mit stillem Gebet und in Gottes Namen auf den Weg gemacht mit seinen Kienholzbüscheln auf dem Rücken, und wanderte nun in früher Morgenstunde seinen einsamen Weg dahin, lieblich vom Glanze des Vollmonds erhellt. Sein ganzer Mundvorrath bestand aus einigen abgeschwellten Kartoffeln. Die Segenswünsche seiner kränklichen Frau und seiner vier unerzogenen Kinder gaben ihm das Geleite zum hoffnungsvollen Gang in die großherzogliche Stadt, woselbst er mit der eben strahlend aufsteigenden Festtagssonne anlangte und zum Ertlinger Thore mit schöner, leiser Hoffnung hindurchzog, die in selbem Augenblick noch durch die Choralmusik gesteigert wurde, deren feierliche Weisen, Schiller's hundertjährigem Geburtsfest zu Ehren, vom Rathsthurme herzergreifend herunterschallten durch die reine, frische Morgenluft.

„Hab' ja gar nicht gemußt, daß wir heute Feiertag haben“, murmelte Steffe-Marten, nachdem der erste Freudenrausch vorüber war, mit bedenklichem Kopfschütteln still vor sich hin, „ich meinte, es sei ein gewöhnlicher Donnerstag, und nun macht mich die Musik dort oben ganz irre. Da würde es einmal schlecht aussehen mit meinem Kienholzverkauf! Der Kalender wird mich doch nicht betrogen haben! Nu, ich will's einmal probiren und die Waare ausrufen.“

Und er bog in die Erbprinzenstraße ein und rief, zuersf leise, dann immer lauter und lauter: „Raset se a Kienholz!“

Aber aus keinem der vielen in schnurgerader Linie stehenden Häuser wollte sich ein Käufer oder eine Käuferin melden. Die Karlsruher hatten heute Wichtigeres zu thun als an das armselige Kienholz zu denken. Von allen Seiten waren Festgäste herbeigeströmt, für deren Beherbergung gesorgt werden mußte; nur festliche Gedanken er-

füllten Herzen und Köpfe, so daß auch Niemand Zeit hatte zu merken, daß dem müden und hungerigen Kienholzmann draußen auf der Straße eine warme Suppe gar wohl bekommen würde. Hartherzigkeit war's nicht, denn die Karlsrüher haben sonst einen recht wohlthätigen Sinn, allein die Nationalfeier des 10. Novembers, mit ihren Fahnen und Kränzen, ihren Reden und Lebehochrufen und dem auf dem Marktplatz zu enthüllenden Brustbild des geliebten Dichters — dies Alles ließ ihnen keine Zeit die schöne Wohlthätigkeit zu üben.

Unser armer Steffe=Marten wanderte so von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, mit seiner schweren Last auf dem Rücken, und schwerer noch wurde es ihm um's Herz, als er überall abschlägige Antwort erhielt. Da hieß es nur immer: „Wir brauchen heute kein Kienholz, guter Mann; kommt die nächste Woche wieder, oder in vierzehn Tagen.“

„In vierzehn Tagen erst! daß Gott erbarm'!“ seufzte der arme Mann und schleppte sich weiter — „in vierzehn Tagen liegt mein treues Weib unter dem Boden und ich auch, denn solches Elend überleb' ich nicht. O meine armen Kinder! —“

Es war Mittag geworden, und die abgeschwellten Kartoffeln, welche Steffe=Marten daheim in die Tasche gesteckt hatte, waren schon lange gegessen und verbraut, und der Hunger gesellte sich zur Müdigkeit und zum zentnerschweren Herzen. Der arme Mann schlich unbeachtet durch die immer mehr wachsende Volksmenge, welche den Marktplatz wogend bedeckte, und um die hohe, blumenbekränzte Säule sich drängte, von der nun des gefeierten Schiller's enthülltes Brustbild freundlich herniedergrüßte. Einmal noch rief der ganz erschöpfte Mann mit schwacher, zitternder Stimme sein: „Kafet se a Kienholz!“ und konnte dann unmöglich mehr weiter auf seinen knappenden Füßen. Den schweren Rückfornb ließ er auf das Pflaster fallen, setzte sich darauf, stützte die Ellbogen auf die Kniee, legte sein bleiches, kummervolles Gesicht in beide Hände und durch seine rauhen Finger tropften heiße Thränen. Steffe=Marten war wohl der einzige Betrübt unter all' den Laufend Fröhlichen auf dem Marktplatz!

Jetzt hob er den Kopf wieder empor, und siehe, durch rinnende Thränen fielen seine Augen auf des Dichters hochstehendes Bildniß, das mild und freundlich und mitleidsvoll auf den armen Mann herabzublicken schien, und ihm Trost und Hoffnung in das zagende Herz schloß. Er mußte unwillkürlich der feierlichen Choramusik von heute Morgen gedenken, und des außergewöhnlichen

Feiertags, von dem er gar nichts gewußt, und in frommer Regung falteten sich seine Hände, seine Lippen bewegten sich in stillem Gebete und sein Blick konnte nicht ablassen von dem milden Antlitze des vermeintlichen Heiligenbildes dort oben auf der Säule.

Obgleich Niemand in diesem festlichen Getreibe Zeit übrig hatte sich um einen am Wege kauern den armen Kienholzmann zu bekümmern, so sügte es der liebe Gott doch also, daß ihm an eben diesem Platze freundlich ein Retter in der Noth erscheinen mußte.

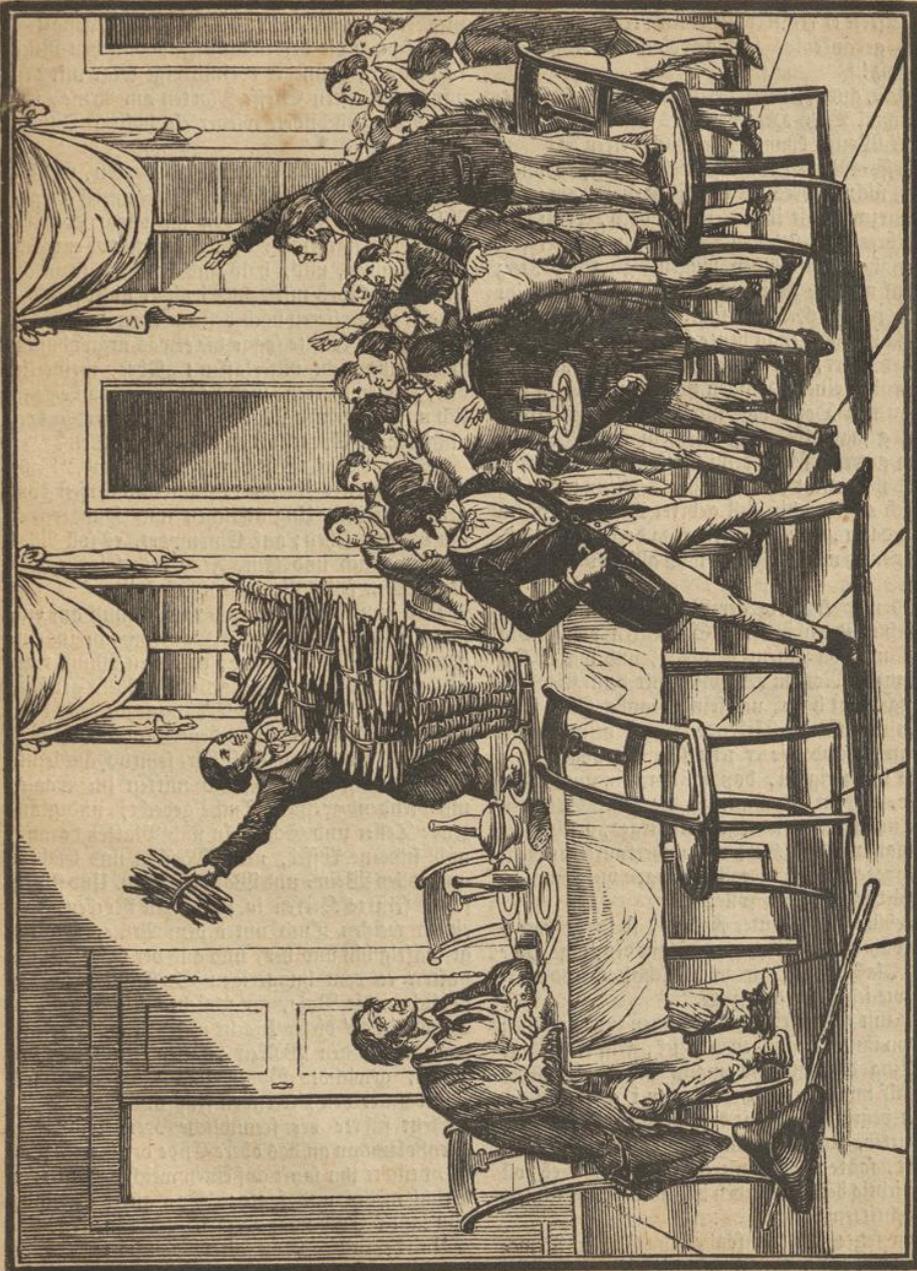
Unfern von Steffe=Marten befanden sich mehrere Jöglinge der polytechnischen Schule von Karlsrühe. So nennt man bekanntlich die höheren, wissenschaftlichen Kunst- und Gewerbeschulen, in denen tüchtige Männer für bedeutende Fächer und Aemter im Staate gebildet werden. Reiche, junge Leute waren's, aus angesehenen Familien, was man leicht an ihren gold- und silbergestickten Mützen, an ihren feinen Kleidern und an ihrer guten Haltung merkte. Diese schmuscken Jünglinge standen da, lachten und plauderten und schauten ringsum an den Häusern hinauf, nach den Fahnen und Kränzen und Blumen, und nach den blühenden, rosigen Gesichtern; die sitzhaft hinter den Blumen sich verborgen; doch einer unter ihnen hatte schon seit einigen Augenblicken die Mitleid erregende Gestalt des müden und hungerigen Kienholzmannes wahrgenommen, der da, trotz der lärmenden und jubelnden Menge, traurig auf seinem Rückfornb saß und so still und andächtig zum Schillerbildniß hinaufschaute. Dieser schmerzliche Anblick hatte des hübschen, jungen Burschen festliche Heiterkeit verschleucht; sein Antlitze verkündete das wehmüthige, durch den Anblick fremden Jammers hervorgerufene Gefühl, das jedem Menschenherzen zur Ehre gereicht.

Der gute Student, Max, ist sein Vorname, gab seinen Kameraden einen Wink, und Alle schauerten sich um ihn herum, mit der Frage, was es denn Neues gebe?

„Sollt es gleich sehen“, sagte Max, „laßt mich nur machen und leistet mir brüderlichen Beistand zu meinem Beginnen.“

Und er trat freundlich hin zum Steffe=Marten, klopfte ihm leise auf die Schulter und sprach in traulichem Tone: „Guter Freund, fehlt Euch etwas? Ihr sitzt ja so traurig allein da beim allgemeinen Freudenfeste; kennet Ihr nicht den Mann dort oben auf der Säule? Warum schaut Ihr wohl so trübselig zu ihm auf?“

Der Bauerkehrte sich um nach dem Fragen-



Der Aienholzman.

den, und als er so feine, junge Herren vor sich sah, küßte er respektvoll seinen Nebelpalter und sprach gedankenlos sein gewohntes: „Kafet se a Kienholz!“

„Nun, guter Freund“, ermutigte Max, „schützt einmal Euer Herz vor uns aus. Was fehlt Euch? Womit können wir Euch helfen?“

Steffe-Marten lächelte wehmüthig, denn er meinte nicht anders, als die jungen Herren wollten Kurzweil mit ihm treiben; doch, beim Anblick ihrer gutmüthigen Gesichter und ihrer voll Theilnahme glänzenden Augen, ging das Herz ihm auf und die Zunge wurde ihm gelöst. „O ihr lieben, jungen Herren“, sagte er, „ich weiß wahrhaftig nicht was man heute für einen großen Festtag hier feiert, und weiß auch nicht ob das Bild dort droben einen Heiligen vorstellen soll; in unserm armen Dorfe hat mir kein Mensch etwas davon gesagt. Es muß aber ein rechtschaffener Mann gewesen sein, denn sonst würde die ganze Stadt ihm nicht so viel Ehre bezeigen; darum hab' ich auch vorhin still gebetet in meiner Noth und gedacht, daß dieser Feiertag doch noch glücklich für mich werden könnte nach all' meiner Trüb- all!“

Und nun erzählte der Bauersmann den ihm theilnehmend zuhörenden Studenten von seinem Elend und von seinem Kummer, und wie er sich den ganzen Morgen vergeblich mit dem Kienholz herumgeplagt habe, um seiner kranken Frau stärkenden Trank und stärkende Speise heimbringen zu können, und wie er jetzt selbst so abgemattet und so hungrig sei, daß es ihm rein unmöglich scheine, diesen Nachmittag die fünf Stunden Wegs unbeladen wieder zurückzulegen, geschweige denn gar mit dem Korb voll unverkauften Kienholz, wegen dessen er erst in langen vierzehn Tagen wieder anfragen solle.

„Behüte Gott, guter Freund, so lange darf's nicht währen!“ tröstete gutmüthig der junge Herr Max, „lasset mich nur getrost schalten und walten, wie ich's für gut finde.“

Und mit einem feinen Kameraden zugeworfenen und von ihnen verstandenen Blick, griff der rüstige Jüngling dem Kienholzmännchen unter die Arme und half ihm sich aufrichten; zwei andere Studenten besaßen sich mit dem schweren Rückkorb; ein dritter, mit welchem Max einige Worte geflüstert, sagte: „Verlaßt euch auf mich; es soll Alles richtig besorgt werden!“ und eilte mit schnellen Schritten davon.

Nun setzte sich der sonderbare Zug in Bewegung, quer über den menschenfüllen Marktplatz. Voraus ein halbes Duzend Studenten, die

lächelnd baten, man möge doch ihren nachkommenden Kameraden freien Durchmarsch gestatten; dann kamen die beiden außergewöhnlichen Rückkorbträger; dann der edelmüthige Max mit dem ganz verblüfften Steffe-Marten am Arme, und den Nachtrab bildete wieder ein halbes Duzend Studenten.

Der geneigte Leser mag sich denken, welches Erstaunen dieser Zug bei allen Zuschauern erregte. Allein der Erstaunteste von allen war doch der Kienholzmännchen selber, der nicht wußte ob er wache oder träume, und, halb und halb mißtrauisch, seinen Rückkorb mit dem Kienholz nicht aus den Augen zu verlieren nach bestem Vermögen trachtete. Ja, er konnte sogar die etwas argwöhnische Aeußerung nicht unterlassen: „Aber, meine lieben, jungen Herren was haben Sie denn eigentlich mit mir armen Manne vor? Sie werden doch nicht Ihren Spott mit mir treiben wollen?“

„Ei, wo denket Ihr hin, guter Freund“, klang die beruhigende Antwort, „am Schillerfest können wir keinen Unglücklichen und Hungernden um uns her sehen; auf Ehrenwort, es soll Alles gut für Euch und Eure Frau und Kinder ausfallen. Nur festes Vertrauen gefaßt!“

Und immer weiter ging's voran, und auf einmal glaubte sich der arme Bauersmann in eine ganz andere Welt versetzt, darinnen Wunder geschehen. Er befand sich plötzlich in einem großen, prächtigen Saale, mit Vorhängen an den hohen Fenstern und Spiegeln an den Wänden, die größer waren als daheim die Thüre seines Häusleins. Und ein langer Tisch stand mitten im Saale, mit blendend-weißem Tuche gedeckt, und glänzende Teller und Schüsseln und Platten darauf, und silberne Löffel, nebst Messern und Gabeln und vollen Wein- und Wasserflaschen. Und flinke, schön frisirte Herren in schwarzen Röcken, mit einem weißen Tuch unter dem Arme, rannten geschäftig hin und her, und aus der nahen Küche duftete es dem hungerigen Steffe-Marten gar lieblich in die Nase, der schüchtern und verlegen dastand in all' dieser Pracht und Herrlichkeit, als wäre er aus den Wolken gefallen, zumal da der glatte, gewichste Boden ihm nicht ganz fest schien unter den zitternden Füßen.

Jetzt führte der freundliche Herr Max den Kienholzmännchen an das obere Ende der langen Tafel, drückte ihn sanft auf einen weich gepolsterten Stuhl nieder und sagte: „So, guter Freund, nun laßt's Euch nach Herzenslust schmecken!“

Und der arme Mann faltete seine harten Hände zum stillen Gebete, und als er die Augen wieder aufschlug, stand vor ihm eine dampfende Suppe

mit goldgelben Kracherlen oben drauf, rechts von der Suppenschüssel, Kalbsbraten und Nudeln, links aber, Leberknöpfen mit zwei fetten Bratwürsten. Wie das Alles so sauber und appetitlich aussah! Bevor aber Steffe-Marten zulange, fuhr ihm wie der Blitz ein abschreckender Gedanke durch den Kopf; mit ängstlich-sorschendem Blick schaute er zu Herrn Mar auf, und sagte mit kläglichem Stimm: „Sie wissen ja, lieber Herr, daß ich kein Geld in der Tasche habe, um solches...“

„Thut nichts, guter Freund“, fiel ihm der Student in's Wort, laßt's Euch nur ohne Sorgen schmecken; die Zeche kostet Euch keinen Kreuzer, denn der Schiller auf dem Marktplatz nimmt heute Alles auf seine Rechnung! Greiset frisch zu, sonst wird ja die Suppe kalt!“

Mit leichtem Herzen und beruhigtem Gewissen machte sich der hungerige Kienholzmann jetzt an die angenehme Arbeit, bei welcher natürlich auch ein gutes Glas Wein nicht fehlen durfte, um auf Schiller's Gesundheit mit den mildthätigen Studenten anzustoßen, die mit herzlicher Freude sahen, wie gut es dem ausgehungerten und abgematteten Manne schmeckte, für den erst das Beste noch hintendrein kam, wie wir gleich hören werden.

Während Steffe-Marten so ganz in sein köstliches Mittagessen vertieft war, schlug Mar seinen Kameraden vor, stehenden Fußes eine Kienholzversteigerung an die Meistbietenden abzuhalten; das Kienholz könnte prächtig dazu dienen, meinte er, heute Abend die Fackeln zum verabredeten Festzuge durch die Stadt anzuzünden. Sein Vorschlag wurde mit Jubel aufgenommen, der Rückkorb auf den Tisch gestellt, und die sonderbare Versteigerung begann.

Mar nahm ein Büschel heraus, hielt es hoch empor und rief: „Holla, ihr Brüder, wer bietet?“

„Sechs Kreuzer!“ schrie der Eine. „Warum nicht gar!“ spottete ein Anderer, „mit sechs Kreuzer Holz wird keine Schillerfackel angezündet; ich biere dreißig Kreuzer!“ „Sechsendreißig Kreuzer!“ rief ein Dritter. „Nein, achtundvierzig!“ ein Vierter, und so ging's fort bis auf einen Gulden oder sechzig Kreuzer, um welchen Preis das erste Büschel Kienholz zugeschlagen wurde, was wohl noch nie mag erlebt worden sein, seitdem der Kienholzhandel besteht.

Und so dauerte die Versteigerung fort, bis der Rückkorb völlig leer geworden. Fast in lauter blanken Guldenstücken lag der gesammelte Ertrag auf einem Teller, den Herr Mar dem ehemaligen Eigentümer des Kienholzes vorsetzte. Was Steffe-Marten da für Augen erst machte, und wie

Herz und Mund in Dank und Lob und Jubel überströmte, das versucht der Bote nicht zu beschreiben, jeder Leser mag sich solches selber ausdenken. Diesmal rannen ihm wieder Thränen über die gefurchten Wangen, aber es waren Thränen der Freude und seliger Wonne, zu denen sich das herzlich-dankbare: „Vergelt's Ihnen Gott, liebe, junge Herren!“ gesellte, das Allen lieblich in die Ohren klang und in tiefster Seele wohl that, denn Geben ist seliger als Nehmen, und einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.

Während Mar dem Bauersmann das erlöste Geld eingehändigte, mit dem wohlgemeinten Rathe, klug und bedächtig damit zu haushalten, während dieser seinen leeren, ledernen Beutel aus der Hofentasche gezogen und den unvorhofften Reichthum mit zitternder Hand eingesteckt hatte, war mit seinem leeren Rückkorb eine große Umwandlung vorgenommen worden. Statt des Kienholzes enthielt er jetzt einige Flaschen mit gutem, altem Wein, Fleisch, Brod, Zucker und Kaffee, damit die Frau Steffe-Marten und ihre Kinder, wie die Studenten gutmüthig lächelnd sagten, auch das Schillerfest feiern könnten, ohne welches ja der arme Kienholzmann heute gewiß keinen so glücklichen Tag gehabt hätte.

Mit dem herzlichsten Danke gegen Gott und die freundlichen Wohlthäter, die Er allein ihm ja zugeschickt hatte, verließ nun der überglückliche Steffe-Marten den wunderfamen Gasthof und schritt wieder über den Marktplatz, dem Ertlinger Thore zu. Daß er, an Schiller's Ehrenmal vorübergehend, den Hut abzog und dankbar aufblickte zu dem für ihn so glückbringenden Bilde des großen Dichters, versteht sich von selbst.

Hier kann der Bote wohl füglich seine Geschichte vom armen Kienholzmann schließen, und es dem geneigten Leser überlassen, das Weitere selber in Gedanken beizufügen: wie der durch Trank und Speise Gekräftigte, trotz seines gutgespickten Rückkorbs, mit schnellen Schritten der Heimath zuweit, unter welchem Jubel er empfangen und der geschenkte Borrath ausgepackt wurde, und welche wohlthätige Wirkungen derselbe hervorbrachte.

Den mildreichen, liebeübenden Studenten war's recht wohlzig zu Muthe nach vollbrachter, edler That, die ihren stillen Lohn, wie gewöhnlich, gleich mit sich führte und die Herzen mit seliger Freude erfüllte. Möchten doch alle jungen und reichen Männer, die oft ihr Geld auf so unnütze und dabei für Leib und Seele so verderbliche Weise vergeuden, ernstlich den schönen Bibelspruch bedenken: Wohlzuthun und mit zu

heilen vergessen nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl, und die Ermahnung unseres Herrn und Heilands: Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist.

Der Tod eines Schwärmer.

(Nach geschichtlichen Quellen erzählt.)

Zur Zeit als das Wadtland, in der französischen Schweiz, noch kein für sich bestehender Canton der Eidgenossenschaft war, sondern unter der Vormäsigkeit der Regierung des mächtigen Cantons Bern stand, glaubte sich ein begeisteter Wadtländer von einer höhern Macht berufen, die Befreiung seines Vaterlandes von fremder Herrschaft zu wagen, ein Unternehmen, das ihm das Leben auf dem Blutgerüste kostete. Eine kurze Erzählung dieser Begebenheit dürfte wohl, des Voten Meinung nach, von einigem Nutzen sein und als warnendes Beispiel dienen gegen überspannte religiöse Schwärmerie, die den Kopf verwirrt, das klare nüchterne Verständniß raubt und zu Thaten verleitet, an denen weder Gott noch Menschen Wohlgefallen haben.

Daniel Abraham Davel war der Sohn des Pfarrers von Cully, eines am Genfersee freundlich gelegenen Dorfes, zwischen Visus und Lausanne, der Hauptstadt des jetzigen Wadtcantons. Er wurde im Jahr 1669 geboren. Noch sehr jung trat er in piemontesische Dienste, brachte es bis zum Fähndrich und wurde später in den Niederlanden zum Hauptmann ernannt. Nach seiner Rückkehr in's Vaterland zeichnete er sich in dem einheimischen Kriege vom Jahr 1712 rühmlichst aus, und die Obrigkeit des Cantons Bern erteilte ihm, zur Belohnung seiner Verdienste, einen Jahrgehalt, nebst gänzlicher Befreiung seiner Güter von allen Abgaben und die Würde eines Majors bei der wadtländischen Miliz.

Inmitten der ländlichen Einsamkeit brachte Davel die meiste Zeit mit dem Lesen schwärmerischer Bücher zu; sein Kopf erhitzte sich dadurch, und der Gedanke wurzelte darin fest, Gottes Ruf ergehe an ihn das Wadtland dem Canton Bern zu entreißen und als den vierzehnten Canton der schweizerischen Eidgenossenschaft vor aller Welt zu verkünden. Zur Ausführung dieses Vorhabens bestimmte er die Osterzeit des Jahres 1723, weil dazumal eben die festen Schlösser verlassen waren und die Landvögte sich in Bern befanden bei den Verhandlungen der hohen Regierung.

In dem seiner Aufsicht anvertrauten Bezirk ließ Major Davel, nach gewohnter Übung, sein

Regiment zusammenberufen auf dem angewiesenen Sammelplatz, und völlig bewaffnet. Dies geschah am 29. März, Morgens um fünf Uhr. Unter dem Vorwand einer allgemeinen Musterung und eines geheimen, obrigkeitlichen Auftrags, fonderte er drei Compagnien ab, nämlich 500 Fußgänger, 12 Dragoner und 50 Grenadiere, und führte sie der Stadt Lausanne zu, woselbst er am 31. März, Nachmittags um drei Uhr, ganz unvermuthet mit seinem kleinen Heer einrückte. Die Einwohner geriethen in Bestürzung und Schrecken, und meinten sich auf die Entdeckung irgend einer Verschwörung gefaßt. Auf dem freien Platz vor der hochgelegenen Kirche stellte der Major seine Soldaten in Ordnung auf, und Niemand ahnete noch was er vorhatte.

Der Bürgermeister von Lausanne, Herr von Croufaz, war abwesend. Milot, der Schatzmeister der Stadt, ließ an seiner Stelle die Rathsglieder beim Eid ungesäumt zusammenberufen. Kaum hatten diese Bürger dem Rufe Folge geleistet, so erschien auch Davel im Rathhause und rief den Schatzmeister Milot und den Controlleur von Croufaz, den Sohn des Bürgermeisters, seine alten Bekannten, bei Seite, worauf er ihnen einen schriftlichen Vortrag an den Magistrat der Stadt, nebst einem Manifest einhändigte, worin er der hohen Obrigkeit von Bern viele Regierungsfehler zur Last legte, die ungeschickte und treulose Verwaltung der Landvögte brandmarkte, so wie den Handel mit geistlichen und weltlichen Aemtern um schönes Geld. Zugleich verkündete der begeisterte Major, daß seine Truppen schlagfertig daständen zur Befreiung des Wadtlandes vom Joche der Herren zu Bern.

Groß war die Bestürzung der beiden Männer, die Davel zu den Vertrauten seines Plans machte, und sie wußten im Augenblick keinen andern Ausweg zu finden, als ihn zu bitten mit seinem Vorhaben so lange zu verziehen, bis der Magistrat darüber würde berathschlagen haben. Solches geschah nun alsobald unter dem Eid der Treue und der Verschwiegenheit, worauf der Major in den Beratungsaal gerufen wurde.

Mit heiterer Zuversicht und dem festen, aber schwärmerischen und überspannten Gedanken, daß er ein Gott wohlgefälliges Werk im Schilde führe, trat Davel ein vor den Magistrat und trug ihm mit beredten Worten seinen Plan vor. Die Rathsglieder hören ihm aufmerksam zu, lassen, aber zum Scheine nur, seinem Vorhaben eine sorgfältige Prüfung angeheßen, und machen ihm verschiedene Einwendungen, die Davel jedoch augenblicklich voll Enthusiasmus beseitigt. Schließlich ver-

langen die Rathsherrn Bedenkzeit bis zum kommenden Morgen, und entlassen den aufrührerischen Major mit diesem Bescheid.

Mittlerweile traf der Magistrat mit Vorsicht und Stille die geeigneten Anstalten zu Davel's Verhaftung und zur Vereitlung seines empörerischen Plans. Die Herren blieben die ganze Nacht im Rathssaale versammelt und ordneten von dort aus ihre Vorsichtsmaßregeln an. Schon um zwei Uhr nach Mitternacht trafen 800 Mann Kriegsvolk, aus der Umgegend heimlich herbeigerufen, vor den Thoren von Lausanne ein, zu denen um vier Uhr noch 700 andere sich gesellten. Major Davel, dem man nebst seinen Offizieren das Nachtlager in den Häusern einiger Rathsglieder angeboten hatte, argwohnte nicht das Geringsste von diesen Vorkehrungen, und war ganz ruhig und gefaßt im Hinblick auf sein, wie er meinte, edelmüthiges Unternehmen.

Der Magistrat ließ die zu seiner Hülfe herbeigerufenen Truppen in die Stadt einrücken, das Schloß besetzen und befahl nun, da nichts mehr von ihm und seinen Soldaten zu befürchten war, Davel's Verhaftung. Ein Offizier erschien plötzlich in seinem Zimmer und forderte ihm den Degen ab. Anfangs glaubte Davel, daß hier ein Irrthum obwalte und sagte: „Es scheint, mein Herr, Sie wissen nicht um was es sich handelt; die Freiheit unsers Vaterlandes ist das Ziel nach welchem ich strebe!“ Als der Offizier aber demungeachtet, dem erhaltenen Befehl getreu, auf der Uebergabe des Degens bestand, reichte der Major ihm denselben mit folgenden Worten: „Ich sehe wohl, daß ich in diesem Unternehmen das Schlachtopfer sein werde; doch hoffe ich zu Gott, daß meine Aufopferung zum Besten des Vaterlands gereicht!“

Ohne das geringste Aufsehen zu erregen, wurde Davel auf Nebenwegen in's Schloß geführt und dort an Händen und Füßen gefesselt. Bei diesem Allen blieb er ganz getroßt und gefaßt. Unter seinen in Beschlag genommenen Papieren, fand man Briefe an den Canton Freiburg, an die Stadt Genf und an die Städte und Dörfer des Waadtlands, deren Einwohner zur Mithülfe an seinem Unternehmen aufgefordert werden sollten, sobald der erste Schritt glücklich gethan worden.

Wald begann nun die gerichtliche Untersuchung, bei welcher Davel alle Schuld auf sich allein nahm und standhaft auf der Aussage beharrte, daß er keine Mitverschwornen hätte, und daß seine nach Lausanne geführten Soldaten nicht das Geringsste von seinen heimlichen Anschlägen wüßten, weil er, bevor er eines glücklichen Erfolges gewiß ge-

wesen, Niemand in Gefahr bringen wollen.

Auf diese Aussage hin, die sich nach eingezogenen Erkundigungen als begründet erwies, durften Davel's Soldaten frei zurückziehen in ihr verlassenes Quartier; sie verriethen große Bestürzung bei der Nachricht, daß ihr Befehlshaber sie gegen die rechtmäßige Obrigkeit habe aufwiegeln wollen, und beklagten die Verblendung des sonst so wackern und rechtschaffenen Mannes.

Nach den von Bern erhaltenen Vorschriften wurde Davel's Prozeß vom Lausanner Gerichtshof eingeleitet. Beim Verhör schrieb der Gefangene sein vereiteltes Vorhaben dem unmittelbaren Antriebe des göttlichen Geistes zu. Er erzählte, in seiner Jugend, vor fünfunddreißig Jahren ungefähr, sei bei seiner Mutter eine unbekannte Winzerin in Dienste getreten; wegen der an's Wunderbare grenzenden Geschwindigkeit und Geschicklichkeit in allen ihren Arbeiten, habe er sie gleich als eine ganz außerordentliche Person angestaunt. Diese Magd habe ihm geweissagt, daß er in drei Tagen sterben werde. Er sei hierauf wirklich, am dritten Tage, unter Entzückungen der Andacht, einem Todten gleich, auf dem Bette gelegen; nachher aber habe ihn Himmelsglorie umstrahlt und Engelstimmen mit ihm geredet. Diese übernatürliche Winzerin habe ihm auch prophezeit, daß er später in der Welt entweder eine große Rolle spielen oder sein Leben auf dem Blutgerüst enden werde.

Noch andere seltsame Dinge berichtete Davel in seinem Verhör: Wie er durch bloßes Gebet die gefährlichsten Krankheiten geheilt und durch göttliche Eingebungen erleuchtet, zukünftige Begebenheiten vorhergesagt habe. So erzählte er unter anderm, daß er einmal auf dem Meere, beim fürchterlichsten Sturme, da Niemand keine Rettung mehr hoffte, der zagenden Schiffsmannschaft dennoch Rettung und göttliche Hülfe versprochen, die wirklich auch, zu Aller großem Erstaunen, nicht ausgeblieben wäre.

Bei solchen Erzählungen geriethen die Richter auf den Gedanken, Davel müsse nicht recht bei Verstand sein; doch zeugten andere seiner Aeußerungen von einer ganz gesunden Vernunft, der bloß eine gewisse Ueberspanntheit sich beigefellte. Fest aber beharrte Davel auf der Behauptung, was er zur Befreiung seines Vaterlandes vollbringen wollte, hätte er einzig und allein aus göttlichem Antriebe gethan; aus dem ihn umhüllenden Dunkel werde Gott, der ihn berufen, schon Licht hervorbringen, und ungeachtet des Mißlingens seines Plans, werden doch nur heilsame Folgen für Regierung und Untertanen daraus hervorgehen.

Die gerichtlichen Untersuchungen und Verhandlungen nahen ihrem Ende, und der Tag brach herein, an welchem das Urtheil über den Empörer gesprochen werden sollte. Davel erschien vor seinen Richtern mit bewunderungswürdiger Heiterkeit und Geistesgegenwart, um sein Urtheil verlesen zu hören, welches dahin lautete, daß ihm die rechte Hand abgehauen und er hierauf enthauptet werden sollte. Dieser Ausspruch wurde zur Bestätigung an die hohe Obrigkeit zu Bern geschickt, welche befahl, das Abhauen der Hand zu unterlassen, die Enthauptung durch das Richterschwert aber beizubehalten.

Der unglückliche Davel blieb gefaßt und heiter bis an sein Ende, und hielt mit den Geistlichen und Freunden, die ihn im Gefängniß besuchten, die erbaulichsten Unterredungen. Er behauptete auf's Feierlichste, daß er nicht die geringste Bitterkeit, nicht den geringsten Haß gegen seine Richter im Herzen hege; sie hätten nach ihrer Pflicht gehandelt, so wie er nach dem Rufe der von Gott an ihn ergangen; er könne ganz ruhig und getrost von Henkershand sterben und sei seiner himmlischen Vergnadigung und seiner ewigen Seligkeit gewiß. —

Die Stunde der Hinrichtung erschien; es war Samstags, den 17. April 1723. In Begleitung zweier Pfarrer betrat Davel das Blutgerüst, hielt noch eine tief ergreifende Rede an das zahlreich versammelte Volk, setzte sich dann ruhig nieder, und empfing ohne Zucken den Todesstreich. Auch nach dem Tode, so erzählt die Geschichte, behielt sein Antlitz die sanftesten Züge. Er hatte geendet ohne Haß und Groll, und mit der festesten Zuversicht auf Gottes grenzenlose Barmherzigkeit.

Die Leichenfeier S. K. H. des Prinzen Jerome Napoleon.

(Mit einer großen Abbildung.)

Während das Leben mancher Menschen friedlich und still dahinfließt von der Wiege bis zum Grabe, gibt es auch andere, deren Tage gewaltig bewegt werden von Stürmen und Erschütterungen und merkwürdigen Ereignissen aller Art, und die gewiß mit Freuden den Tag begrüßen, an welchem ihr Lebensschiff endlich einläuft in den Hafen der ewigen Ruhe, darin wir dereinst Alle glücklich zu landen gedenken.

Von solch einem vielbewegten Menschenleben will nun der Bote seinen lieben Lesern erzählen, und das große, seine Erzählung begleitende Bild, soll ihnen dessen feierlichen Einzug in den stillen

Ruheport zur klaren Anschauung bringen. Es handelt sich um das Leben und Sterben des letzten Dheim's unsers Kaisers.

Jerome, zu deutsch Hieronymus Bonaparte, war des alten Napoleons jüngster Bruder, geboren zu Ajaccio, auf der Insel Corsika, am 15. November 1784. Schon im zarten Knabenalter bekam er des Lebens Bitterkeiten zu schmecken; bereits im neunten Jahre mußte er mit seiner aus Corsika verbannten Familie nach Frankreich sich flüchten, woselbst dazumal, es war im Jahr 1793, also zur Zeit der denkwürdigen ersten Revolution, sein um fünfzehn Jahre älterer Bruder, Napoleon Bonaparte, die allgemeine Aufmerksamkeit erregte durch sein ausgezeichnetes und hervorragendes Kriegertalent, das er, als Artillerie-Diffizier, bei der Belagerung und Wiedereroberung der von Frankreichs Feinden besetzten Stadt Loulon bewies.

Der neunjährige Jerome wurde dem Kollegium von Juilly anvertraut, und machte dort seine ersten Studien. Als nach dem 18ten und 19. Brumaire (9ten und 10. November) 1799, sein Bruder Napoleon zur Consulwürde gelangt war, ließ er ihn nach Paris kommen, und nahm ihn später, als Sieger von Marengo, unter die Jäger seiner Garde auf. Hier blieb aber der junge Jerome nur wenige Monden, trat schon am 29. November 1800 als Aspirant in die Marine, und machte seine beiden ersten Meerzüge unter den Befehlen des Admirals Gauthaume. Im Laufe des folgenden Jahres nahm er, unter General Leclerc, Theil an der Expedition nach der Insel St.-Domingo, in Westindien, und wurde am 15. Jänner 1803 Schiffslieutenant ernannt. In dieser Eigenschaft begab er sich mit dem ihm anvertrauten Schiffe, „der Sperber“ geheißen, nach der Insel Martinique, woselbst Frankreich auch Krieg führte in jenen stürmischen Zeiten, doch des Feindes überlegene Streitkräfte zwangen ihn zur Abfahrt nach den Vereinigten-Staaten Nordamerika's. Zu Baltimore, einer Stadt der Provinz Maryland, verweilte der damals neunzehnjährige Jerome einige Zeit, und schloß, in jugendlichem Unbedacht und ohne den Rath und die Erlaubniß seiner Familie deswegen einzuholen, ein Ehebündniß mit der Tochter eines reichen Pflanzers, Fräulein Elisabeth Patterson; diese unüberlegte Heirath wurde später von Napoleon, seinem kaiserlichen Bruder, als ungiltig erklärt, und die Ehescheidung erfolgte.

Der junge Mann kehrte nach Europa zurück, und wohnte der Krönung des Kaisers der Franzosen als König von Italien in Mailand bei. Solches geschah am 26. Mai 1805. Bald darauf ver-

traute ihm sein mächtiger Bruder den Befehl eines kleinen Geschwaders an, und sandte ihn nach Algier, dem Seeräuberneſt, um von dem graufamen Dey dieſer Stadt zweihundert und fünfzig Genueſen zurückzuführen, die daſelbſt in der Sklaverei ſchmachteten. Mit großer Einſicht und Geſchick, mit Muth und Entſchloſſenheit, entledigte ſich Jerome dieſes ſchwierigen Auftrages, und wurde zur Belohnung Schiffskapitän ernannt. Als ſolcher befehligte er das Kriegſchiff „der Veteran“, und ſteuerte mit dem Geſchwader des Admirals Willaumez der Inſel Martinique zu, woſelbſt immer noch Kriegsunruhen ſtattfanden. Unterewegs wurde „der Veteran“ durch einen Sturm von den übrigen Schiffe des Geſchwaders getrennt, und ſtieh am 15. Auguſt, dem Namensfeſt des Kaiſers, auf ein engliſches, von zwei Freigatten bealeitetes Kauffahrteiſchiff. Der junge Kapitän Jerome machte muthig Jagd auf dieſe feindlichen Fahrzeuge, und alle drei wurden geſapert.

Bei ſeiner Rückkehr nach Paris ward ihm reichliches Lob für dieſe kühne That; der Kaiſer ernannte ihn zum Geſen-Admiral, ertheilte ihm das Großkreuz der Ehrenlegion und erhob ihn zur Würde eines kaiſerlichen Prinzen.

Als im Jahr 1806 der Krieg mit Preußen ausgebrochen, nahm Prinz Jerome, zum Diviſionsgeneral vorangelernt, thätigen Antheil an den Schlachten und Siegen des franzöſiſchen Heers. Aus den heißen und blutigen Tagen bei Eylau und Friedland erwuchs der Frieden von Tilſit am 9. Juli 1807; Kaiſer Napoleons jüngſter Bruder erhielt die Krone des neugegründeten Königreichs Weſtphalen, und die Stadt Kaſſel, im Heſſenland, wurde des jungen Königs Reſidenz, wohin er die württembergiſche Königstochter, Friederika Katharina, als zweite Gemahlin heimführte, und dieſes Mal natürlich mit Genehmigung ſeines unumſchränkt gebietenden kaiſerlichen Bruders.

Mit großer Milde, Gerechtigkeit und Umſicht übte Jerome die Königswürde aus, und erwarb ſich dadurch die Liebe und das Zutrauen ſeiner Untertanen.

Beim Beginne des denkwürdigen ruſſiſchen Feldzugs im Jahr 1812, vertraute ihm Napoleon den Befehl eines Armeekorps an, das in den Schlachten von Oſtrowo und Mohilew ſich rühmlichſt auszeichnete.

Der verhängnißvolle Rückzug aus Rußland, wo des Kaiſers Glückſtern zu bleichen begonnen, übte auch auf den König von Weſtphalen ſeine verderbliche Wirkung aus; er mußte die Krone niederlegen, das ihm ertheilte Land wieder

verlaſſen und nach Frankreich zurückkehren.

Nach Napoleons erſter Thronentſagung begab ſich Prinz Jerome nach Stuttgart, woſelbſt ſeine Gattin weilte, und als die Kunde ſich verbreitete, der Kaiſer ſei von der Inſel Elba, wohin er verbannt worden, nach Frankreich herübergeſchiffet und zu Cannes mit ſeiner kleinen aber erprobten Mannſchaft an's Land geſtiegen, da hielt es Jerome nicht länger mehr an den Ufern des Neckars, und er eilte hin zu dem rückkehrenden Bruder, bereit die neuen Kriegsgefahren mit ihm zu theilen. In der entſcheidenden Schlacht von Waterloo, am 18. Juni 1815, ſchlug er ſich als erprobter Held, und trotz einer Schußwunde in der Weiche, hielt er an ſeinem gefahrvollen Poſten aus, bis zum Augenblick als alle Hoffnung verloren.

Neun Tage ſpäter betrat der Prinz wieder den Weg der Verbannung, in welcher ſeine ebelgeſinnte Gattin ihm treulich zur Seite wanderte. Zu Trief, der öſterreichiſchen Stadt am Adriatiſchen Meere, verlebten die Verbannten mehrere Jahre, und hier war es auch wo die Geburt einer Tochter und eines Sohnes ihnen den Schmerz und die Bitterkeiten ihrer Lage verſüßte: im Jahr 1820 erblickte die Prinzefſin Mathilde, und 1822 der Prinz Napoleon das Licht der Welt.

Nach der Februar-Revolution von 1848 ſtanden Frankreichs Grenzen den verbannten Gliedern der Napoleonſiſchen Familie wieder offen. Jeromes treubewährte Gattin hatte bereits Eingang gefunden in das wahre, ewige Vaterland, und er kehrte daher als Wittwer zurück, mit Sohn und Tochter.

Durch ungeheure Stimmenmehrheit hatte das franzöſiſche Volk ſeinen, auch aus der Verbannung zurückgekehrten Neffen, den Prinzen Ludwig Napoleon, unſern jetzigen, vielerprobten Kaiſer, zum Präſidenten der Republik ernannt, der nun mit ſtarker Hand die ſchwer zu lenkenden Zügel der Regierung ergriffen. Er erhob den lieben, erfahrenen Dheim zur Marſchallwürde und zum Gouverneur der Invaliden, und ertheilte ihm die Präſidentschaft des Senats.

Als Kaiſer Napoleon III, im Frühjahr 1859, in den ruhmvollen Krieg nach Italien zog, ließ er der Kaiſerin den greiſen Dheim als Beſtand und Rathgeber in den Sorgen und Angelegenheiten der Regierung zurück.

Zu Ende des Monats Mai 1860 verbreitete ſich das Gerücht, Prinz Jerome ſei von einer bedenklichen Krankheit befallen worden und liege in dem Schloſſe von Villetgenis, einem Dorfe bei Meudon, in der Umgegend von Paris, auf dem Schmerzenslager. Trotz der Kunſt der Aerzte, trotz der

liebenden Sorgfalt und Pflege der Seinen, mehrte sich das Uebel immer mehr, so daß alle Hoffnung schwinden mußte, den lieben, erlauchten Kranken wieder genesen zu sehen. Kaum war daher Kaiser Napoleon von seiner schnellen Reise nach Baden-Baden, woselbst er am 16ten und 17. Juni mit deutschen Fürsten sich besprochen, wieder in Paris zurück, so begab er sich alsogleich, ungeachtet seiner Ermüdung, zu dem leidenden Dheim in's Schloß von Willegenis, und trat tröstend und mitfühlend an das Siechbette.

Immer näher rückte die Stunde der Erlösung von allen Leiden und Schmerzen der Krankheit; am 23. Juni reichte der Kardinal-Erzbischof von Paris, im Beiseyn des Kaisers und der meisten Glieder der kaiserlichen Familie, dem christlich ergebener Kranken feierlich die letzte Delung, und am 24ten, um fünf Uhr Abends, schloß der einstufige König von Westphalen die müden Augen zur ewigen Ruhe! Es war gerade ein Jahr, daß die blutige Schlacht von Solferino geschlagen wor-

In kurzen Umrissen hat hier der Bote seinen geneigten Lesern das vielbewegte Leben des Letzten der alten Napoleoniden geschildert, und nun wollen wir auch in Gedanken den Entschlafenen zur Gruft begleiten.

Während der Nacht vom 25ten zum 26. Juni brachte man den Todten in feierlicher Stille aus dem abgelegenen Sterbehause nach Paris. Der ihn umschließende Sarg wurde im Palais-Royal, in einer von vielen brennenden Kerzen erglühenden Kapelle, auf ein schwarzbehängenes Gerüste gestellt, und die andächtigen und theilnehmenden Besucher zum Weihwasserbesprengen zugelassen, je nach den Aemtern und Würden, die sie im Kaiserstaate bekleiden. Am 30. Juni, wie auch an den beiden ersten Tagen des Julimonats, stand die Todtenkapelle für Jedermann offen, von neun Uhr des Morgens bis Abends um sechs Uhr.

Am 3. Juli, es war ein Dienstag, hatte das feierliche Leichenbegängniß Statt, von welchem unfer großes Bild eine getreue Darstellung bietet.

Bald nach elf Uhr setzte sich der Trauerzug in Bewegung, vom Palais-Royal aus dem Invalidenhotel zu, dessen Gouverneur, wie bekannt, der Prinz Jerome während seiner letzten Lebensjahre gewesen, und dessen Todtengewölbe nun die entseelte Hülle des mühen Wanderers in seinen stillen Räumen aufnehmen sollte. Zwölf Soldaten der kaiserlichen Leibwache, Cent-Gardes genannt, hatten den Sarg aus der Kapelle getragen und auf den Leichenwagen gestellt. Längs des zu durchziehenden Weges bildete die Nationalgarde, die Kai-

sergarde und die Linientruppen ein doppeltes Spalier, und allüberall drängte sich eine dichte Menschenmenge, still und gesammelt, zur letzten Begrüßung herbei.

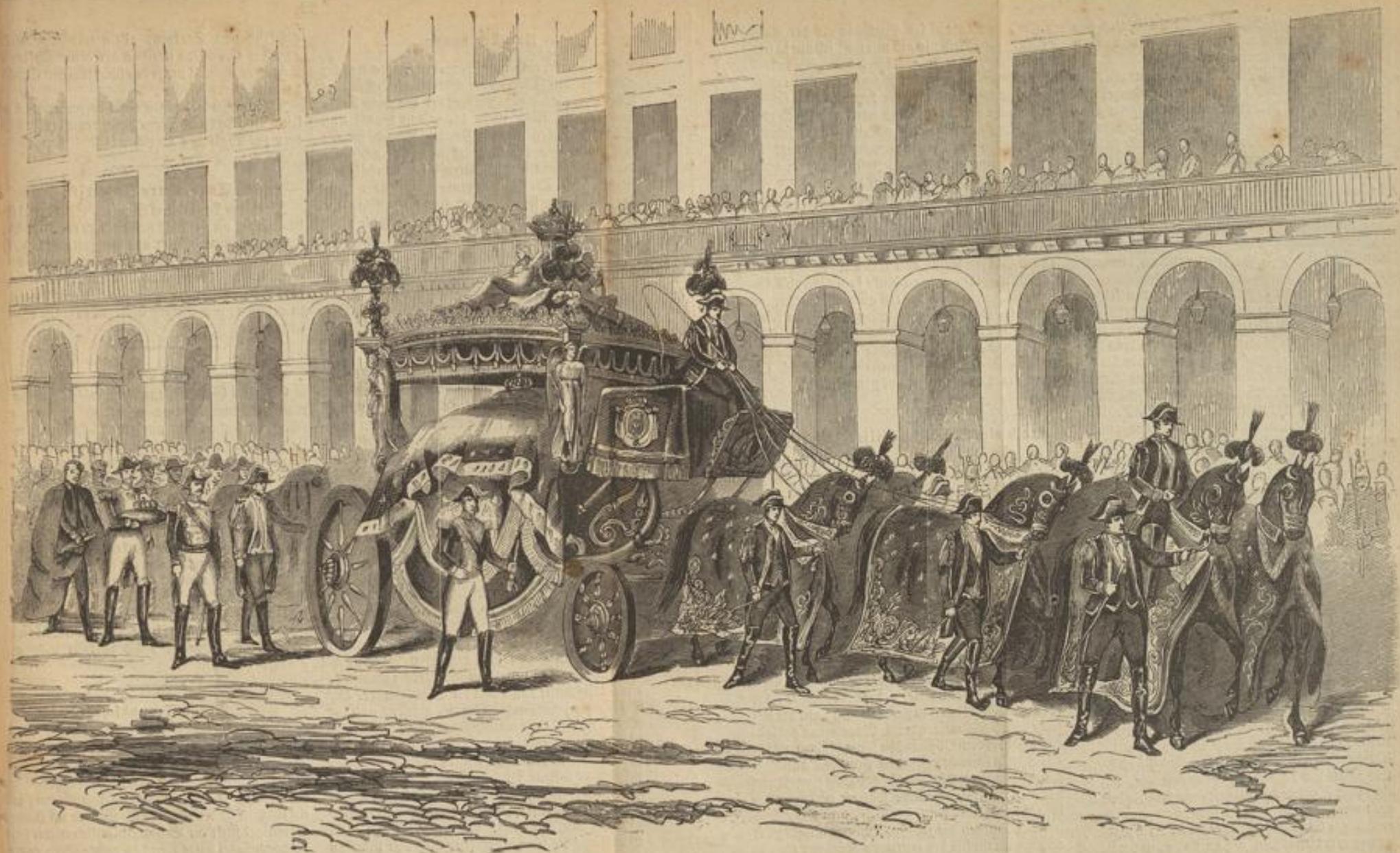
Abtheilungen verschiedener Waffengattungen eröffneten den feierlichen Leichenzug; hinter ihm schritten die Hausbeamten und Angestellten des verstorbenen Prinzen und die Geistlichen mehrerer Pfarreien und der kaiserlichen Kapelle. Sodann erschien der mit Wappen reichgeschmückte Leichenwagen auf dem der Sarg stand, dessen Deckenden, nach Anordnung des Kaisers, von den folgenden vier Würdeträgern gehalten wurden: Hrn. Fould, Staats- und Hausminister des Kaisers; Admiral Hamelin, Marineminister; Hrn. Troplong, Präsident des Senats; Marschall Vaillant.

Vier Offiziere des Verstorbenen trugen die Abzeichen seiner Würden und seinen Degen.

Der Prinz Napoleon, Jeromes Sohn, folgte unmittelbar dem Leichenwagen in Generalsuniform und im Trauermantel; zu seiner Rechten schritt Marschall Pelissier, Herzog von Malakoff, und der Prinz Joachim Murat, des Kaisers Stellvertreter, schloß sich ihnen an. Sodann kamen die hohen Kronbeamten; die Minister; die Mitglieder des geheimen Rathes; die Marschälle Frankreichs, die alle sich eigens zur Leichenfeier in Paris eingefunden hatten; die Mitglieder des Senats und der gesetzgebenden Kammer; die Staatsräthe; die Generaloffiziere; die Freunde und alten Diener des Verstorbenen, und endlich, das Trauergeleite schließend, eine zahlreiche Deputation ehemaliger, mit der Sankt-Helena-Medaille geschmückter Krieger.

Feierlich-langsam wogte dieser großartige Leichenzug dem Invalidenhotel zu, dessen Kanonen mit donnernder Stimme sich vernehmen ließen, und um Mittag hielt der Todtenwagen am Eingange der Kirche, mit schwarzen Tüchern in geschmackvollem Faltenwurf behangen und reich verziert mit Kriegstrophäen und Wappenschilden (siehe die große Abbildung).

Der Hr. Kardinal Morlot, Groß-Altmosenier und Erzbischof von Paris, von der Geistlichkeit umgeben, empfing den Sarg unter dem Portal der Kirche, und geleitete den erlauchten Todten hinein in das Heiligthum, auf dessen Emporbühnen die sardinische Prinzessin Clothilde, Prinz Napoleons junge Gemahlin, und die Prinzessin Mathilde, des Verstorbenen Tochter, nebst den übrigen hoffähigen Prinzessinnen der kaiserlichen Familie Platz genommen hatten. Im Chor standen der Prinz Luzian Murat, der Kardinal Mathieu, die Gesandten und die Minister fremder



Die Leichenfeier S. K. Hoheit des Prinzen Jerome Napoleon.

Mächte, und im Schiffe der Kirche hatten sich die Abgeordneten der verschiedenen constituirten Staatskörper versammelt.

Nachdem eine stille Messe gefeiert worden, bestieg der Hr. Bischof von Trosses die Kanzel und hielt, von tiefer Rührung ergriffen, die der ganzen Versammlung sich mittheilte, eine gehaltvolle Trauerrede. Hierauf spendete der Herr Erzbischof von Paris die feierliche Absolution, sodann wurde der Sarg von den ihn umstehenden kaiserlichen Leibgardisten in das Todtengewölbe getragen, woselbst die letzten Gebete für das ewige Seelenheil des Verstorbenen still gen Himmel stiegen, während draußen die Kanonen die Beisetzung und den Schluß der Leichenfeier rundum donnernd verkündeten.

So hätten wir denn, liebe Leser, den letzten, vielgeprüften Rhein unser Kaiser's von der Wiege bis zur Gruft begleitet. Als Knabe, Jüngling und Mann hatte er wechselweise des Lebens Bitterkeiten, des Lebens Glück und Freuden kennen gelernt. Als Krieger bewies er Muth und Tapferkeit; als König bewahrte er seine natürliche Milde und Herzengüte, und in den Tagen der Trübsal, von denen man sagen muß, sie gefallen mir nicht, erprobte sich seine Standhaftigkeit und seine Ergebung in Gottes wunderbare Fügungen. Freundschaftliches Abendroth lächelte dem friedlichen Schlusse des vielbewegten Lebens; der Name Napoleon erstahlte wieder im alten, kaiserlichen Gange, und der Greis konnte befriedigt und getroßt, mit froher Hoffnung, das müde Haupt zum Sterben niederlegen.

Friede sei mit seiner Asche, und ewige Ruhe werde seiner unsterblichen Seele zu Theil!

Der schwergläubige Bauer.

Joseph II, der gute und allgemein geliebte Kaiser von Oesterreich, machte einmal eine Reise durch sein Königreich Ungarn, und von allen Seiten strömten die Leute herbei, den lieben Monarchen zu sehen und zu begrüßen. Ein Bauersmann, der erfuhr, daß der Kaiser auch durch sein Dorf ziehen werde, hielt sein bestes Pferd bereit und stellte sich damit auf die Landstraße, um es ihm zum Reiten anzubieten. Bald kam Joseph II, weit von seinem Gefolge entfernt, herangesprengt, und fragte den Bauer, was er wolle. „Ich warte“, antwortete dieser, „auf unsern Kaiser, und möchte ihm gern mein Pferd zum Reiten anbieten.“ — „Weißt du was“, meinte der Kaiser, „gib das Pferd mir!“ — „Da wird nichts daraus!“ zürnte der Bauer, „das ist ein gar gutes und sanftes

Zhier, und darauf soll Niemand als der Kaiser reiten.“ — „Nun, so gib nur her, ich bin ja selbst der Kaiser“, sagte Joseph lächelnd. — „Das glaub' wer will, entgegnete der Bauer noch ärgerlicher, auf diese Art könnte Jeder kommen und sich für den Kaiser ausgeben, und dann würd' ich mich ja zu Tode ärgern wenn der Kaiser selbst erscheint! Hab' ich mich schon lange darauf gefreut!“ — „So sieh nur her“, sprach Joseph, indem er den Ueberrock aufknöpfte, „da ist der Stern.“

„Ei was!“ murkte der Ungläubige, „Sterne können auch Andere tragen, das hab' ich in der Stadt gesehen. Zudem wird der Kaiser wohl so allein die Straße daherkommen? das mach' Er einem Andern weiß, aber mir nicht!“

Im nämlichen Augenblicke kam Joseph's Gefolge nachgeritten. Nun erst gingen dem Bauersmann die Augen auf, und er befand sich in keiner geringen Verlegenheit. Lächelnd aber bestieg der Kaiser das Pferd und machte durch seine Huld und Keüseligkeit so wie durch eine Hand voll Dukaten den Bauer auf Lebenszeit glücklich.

Noch ein Stücklein Kaiser Joseph's II.

Ein Angestellter der kaiserlichen Burg in Wien, welcher den Einkauf des Obstes für den Hof zu besorgen hatte, begab sich zu diesem Zwecke an die Donau, wo eben ein Schiff mit Obst angekommen war. Er fragte den Verkäufer um den Preis, und dieser versicherte, daß er es nicht unter sechzig Gulden geben könne. Der Beamte aber entgegnete mit gebietender Stimme, er kaufe das Obst für den Kaiser, und dieser habe befohlen, sein Schiff mit Obst theurer als um zwanzig Gulden zu kaufen; diesen Preis müsse er sich daher auch gefallen lassen. Der arme Verkäufer strich das Geld seufzend ein und ging dann, bitterlich weinend, den Augarten zu. Da sich bald das Volk um ihn her versammelte, fragte der Kaiser, der eben aus dem Augarten geritten kam, um die Ursache dieses Zusammenlaufs. Nachdem er's erfahren, befahl er dem Obsthändler ihm zu folgen, ritt in das Wasserbauamt, ließ das Protokoll aufschlagen, und sand 80 Gulden für das Obst eingeschrieben. Der Betrüger wurde sogleich nachdrücklich bestraft und seines Amtes entsetzt, dem Obsthändler aber wurden die sechzig Gulden nachbezahlt und obendrein für den erlittenen Kummer ein ansehnliches Geschenk ertheilt. Und das war Recht und Gerechtigkeit! Der Kaiser Joseph II war ein wackerer Monarch!

Zur Warnung.

Es ist wohl eine ganz bequeme Sache um die neumodischen Zünd- oder Schwefelholzchen mit Phosphor; in einem Augenblicke hat man Feuer und braucht nicht mehr lange mit Stahl und Stein zu picken bis der Zunder endlich fangen will. Aber wie viel Unglück ist nicht auch schon durch diese leicht entzündbaren Phosphorholzchen entstanden? Die Unvorsichtigkeit auch der Großen, die manchmal nicht weiter denken als ihnen die Nase geht, haben bereits Verbrennungen und Feuerbrünste verursacht in großer Zahl; auch von Vergiftungen hat man schon gehört und gelesen, die den Phosphor zur Ursache hatten. Daß diese so bequemen Schwefelholzchen auch noch auf eine andere Art gefährlich werden können, mag folgende wahre Geschichte beweisen, die der Votte seines Lesers zur Warnung erzählen will.

In einem bittern Wintermorgen des Jahres 1859, machte sich der zu Bodesheim, im Nasfauerland, wohnende Doktor Cause zu Fuß auf den Weg, um einige seiner Kranken in den umliegenden Dörfern zu besuchen. Er hatte die Gewohnheit, bei solchen Anlässen sein Morgenpfeifen oder eine Cigarette zu rauchen, was er auch diesmal thun wollte. Allein an jenem Tage sollte die Rauchluft ihm theuer zu stehen kommen; er mußte sie mit seinem Leben bezahlen, wie wir gleich hören werden.

Wenn man rauchen will muß man Feuer haben. Der Doktor zog sein Streichzeug aus der Tasche und fuhr mit dem Zündholzchen darüber, von welchem ein Stücklein brennender Phosphor ihm in ein Fingergleich fuhr und sogleich eine kleine Brandwunde verursachte, die ihn sehr schmerzte. Alsobald griff er zu seinen ärztlichen Instrumenten und machte, um Blutung hervorzubringen, einen Einschnitt rings um die Brandwunde. Die Schmerzen jedoch werden immer größer, und der Doktor hält es am gerathensten, unverzüglich nach Bodesheim zurückzukehren und sich von einem seiner Amtsgegenossen den schmerzenden Finger abnehmen zu lassen. Dies geschah, brachte aber die gehoffte Wirkung nicht hervor, denn das Phosphorgift hatte sich schon dem ganzen Arm mitgetheilt. Mehrere Aerzte werden schnell zu einer Berathung zusammenberufen, und Alle stimmen für das Abnehmen des Arms, zu welchem der unglückliche Doktor Cause mit großer Standhaftigkeit sich verlegt, in der Hoffnung sein Leben zu retten.

Alles umsonst! Wohl geht das Armabnehmen

glücklich von Statten, allein wenige Stunden nach der Operation ist schon der arme Doktor ein Raub des Todes; unter den furchtbarsten Schmerzen war er verschieden.

Das waren die Folgen eines brennenden Stückleins Phosphorus. Möge dieser traurige Fall Andern zur Warnung gereichen!

Sonderbare Inschrift.

In einem Lesekabinet hatte ein Spatzvogel über den Tisch, an welchem gewöhnlich ein Herr Platz nahm, der stundenlang an einer Zeitung las, folgendes geschrieben: Diejenigen, welche nur buchstabierend lesen können, werden höchlichst erfucht, bloß Zeitungen vom gestrigen Tag in die Hand zu nehmen, um Andere nicht allzulange warten zu machen.

Der Taube.

Ein alter Geck, der taub war wie eine Kanone, wollte durchaus nicht als taub gelten, und schimpfte nicht selten auf seine Bekannten, wenn sie von seinem Gebrechen mit ihm redeten so laut sie nur immer konnten. Einer von ihnen, den er erst tüchtig deswegen ablapitelt hatte, sah den Tauben von Weitem auf der Straße kommen, ging auf die andere Seite, und winkte ihm mit dem Finger zu ihm herüber. Zugleich aber hielt er beide Hände an die Backen, wie einer der in die Ferne rufen will, sperrte dreimal den Mund weit auf, doch ohne zu schreien, und schnell kam der taube Geck zu ihm gerannt und schalt im höchsten Zorne: Ei, zum Henker, brüllen Sie doch nicht so furchtbar! Die Leute könnten ja gar meinen, ich sei taub! Hab' so laut wär auch genug!

Etreue Freundschaft.

Ein Schottländer und ein Irländer, die im nämlichen Regimente dienten, waren die besten Freunde geworden auf Leben und Sterben. An dem Morgen eines heißen Schlachttages schworen sie einander sich gegenseitig beizustehen, falls ein Unglück sie betreffen sollte. Mitten im Kampfe getümmelt sinkt der Schotte plötzlich nieder; eine Kanonenkugel hatte ihm das rechte Bein weggerissen. Er ruft seinen Freund herbei und bittet ihn, er möge ihn in Sicherheit bringen und seine Wunde verbinden lassen. Gutmüthig ladet der Irländer seinen Freund auf die Schultern und eilt mit ihm dem Feldlazareth zu. Da reißt aber:

Mächte, und im Schiffe der Kirche hatten sich die Abgeordneten der verschiedenen constituirten Staatskörper versammelt.

Nachdem eine stille Messe gefeiert worden, bestieg der Hr. Bischof von Troyes die Kanzel und hielt, von tiefer Rührung ergriffen, die der ganzen Versammlung sich mittheilte, eine gehaltvolle Trauerrede. Hierauf spendete der Herr Erzbischof von Paris die feierliche Absolution, sodann wurde der Sarg von den ihn umstehenden kaiserlichen Leibgardisten in das Todtengewölbe getragen, woselbst die letzten Gebete für das ewige Seelenheil des Verstorbenen still gen Himmel stiegen, während draußen die Kanonen die Beisetzung und den Schluß der Leichenfeier rundum donnernd verkündeten.

So hätten wir denn, liebe Leser, den letzten, vielgeprüften Oheim unsers Kaisers von der Wiege bis zur Gruft begleitet. Als Knabe, Jüngling und Mann hatte er wechselweise des Lebens Bitterkeiten, des Lebens Glück und Freuden kennen gelernt. Als Krieger bewies er Muth und Tapferkeit; als König bewahrte er seine natürliche Milde und Herzengüte, und in den Tagen der Trübsal, von denen man sagen muß, sie gefallen mir nicht, erprobte sich seine Standhaftigkeit und seine Ergebung in Gottes wunderbare Führungen. Freundsliches Abendroth lächelte dem friedlichen Schlusse des vielbewegten Lebens; der Name Napoleon erstrahlte wieder im alten, kaiserlichen Gänze, und der Greis konnte befriedigt und getrost, mit froher Hoffnung, das müde Haupt zum Sterben niederlegen.

Friede sei mit seiner Asche, und ewige Ruhe werde seiner unsterblichen Seele zu Theil!

Der schwergläubige Bauer.

Joseph II, der gute und allgemein geliebte Kaiser von Oesterreich, machte einmal eine Reise durch sein Königreich Ungarn, und von allen Seiten strömten die Leute herbei, den lieben Monarchen zu sehen und zu begrüßen. Ein Bauersmann, der erfuhr, daß der Kaiser auch durch sein Dorf ziehen werde, hielt sein bestes Pferd bereit und stellte sich damit auf die Landstraße, um es ihm zum Reiten anzubieten. Bald kam Joseph II, weit von seinem Gefolge entfernt, herangesprengt, und fragte den Bauer, was er wolle. „Ich warte“, antwortete dieser, „auf unsern Kaiser, und möchte ihm gern mein Pferd zum Reiten anbieten.“ — „Weißt du was“, meinte der Kaiser, „gib das Pferd mir!“ — „Dawird nichts daraus!“ zürnte der Bauer, „das ist ein gar gutes und sanftes

Thier, und darauf soll Niemand als der Kaiser reiten.“ — „Nun, so gib nur her, ich bin ja selbst der Kaiser“, sagte Joseph lächelnd. — „Das glaub' wer will, entgegnete der Bauer noch ärgerlicher, auf diese Art könnte Jeder kommen und sich für den Kaiser ausgeben, und dann würd' ich mich ja zu Tode ärgern wenn der Kaiser selbst erscheint! Hab' ich mich schon lange darauf gefreut!“ — „So sieh nur her“, sprach Joseph, indem er den Ueberrock aufknöpfte, „da ist der Stern.“

„Ei was!“ murkte der Ungläubige, „Sterne können auch Andere tragen, das hab' ich in der Stadt gesehen. Zudem wird der Kaiser wohl so allein die Straße daherkommen? das mach' er einem Andern weiß, aber mir nicht!“

Im nämlichen Augenblicke kam Joseph's Gefolge nachgeritten. Nun erst gingen dem Bauersmann die Augen auf, und er befand sich in keiner geringen Verlegenheit. Lächelnd aber bestieg der Kaiser das Pferd und machte durch seine Huld und Leutseligkeit so wie durch eine Hand voll Dukaten den Bauer auf Lebenszeit glücklich.

Noch ein Stücklein Kaiser Josephs II.

Ein Angestellter der kaiserlichen Burg in Wien, welcher den Einkauf des Obsts für den Hof zu besorgen hatte, begab sich zu diesem Zwecke an die Donau, wo eben ein Schiff mit Obst angekommen war. Er fragte den Verkäufer um den Preis, und dieser versicherte, daß er es nicht unter siebenzig Gulden geben könne. Der Beamte aber entgegnete mit gebietender Stimme, er kaufe das Obst für den Kaiser, und dieser habe befohlen, kein Schiff mit Obst theurer als um zwanzig Gulden zu kaufen; diesen Preis müsse er sich daher auch gefallen lassen. Der arme Verkäufer strich das Geld seufzend ein und ging dann, bitterlich weinend, dem Aугarten zu. Da sich bald das Volk um ihn her versammelte, fragte der Kaiser, der eben aus dem Aугarten geritten kam, um die Ursache dieses Zusammenlaufs. Nachdem er's erfahren, befahl er dem Obsthändler ihm zu folgen, ritt in das Wasserbauamt, ließ das Protokoll ausschlagen, und sand 80 Gulden für das Obst eingeschrieben. Der Betrüger wurde sogleich nachdrücklich bestraft und seines Amtes entsezt, dem Obsthändler aber wurden die sechzig Gulden nachbezahlt und obendrein für den erlittenen Kummer ein ansehnliches Geschenk ertheilt. Und das war Recht und Gerechtigkeit! Der Kaiser Joseph II war ein wackerer Monarch!

Zur Warnung.

Es ist wohl eine ganz bequeme Sache um die neumodischen Zünd- oder Schwefelhölzchen mit Phosphor; in einem Augenblick hat man Feuer und braucht nicht mehr lange mit Stahl und Stein zu picken bis der Zunder endlich fangen will. Aber wie viel Unglück ist nicht auch schon durch diese leicht entzündbaren Phosphorhölzchen entstanden? Die Unerfahrenheit spielender Kinder, die Unvorsichtigkeit auch der Großen, die manchmal nicht weiter denken als ihnen die Nase geht, haben bereits Verbrennungen und Feuersbrünste verursacht in großer Zahl; auch von Vergiftungen hat man schon gehört und gelesen, die den Phosphor zur Ursache hatten. Daß diese so bequemen Schwefelhölzchen auch noch auf eine andere Art gefährlich werden können, mag folgende wahre Geschichte beweisen, die der Bote seinen Lesern zur Warnung erzählen will.

In einem heitern Wintermorgen des Jahres 1859, machte sich der zu Bodesheim, im Nassauerland, wohnende Doktor Cause zu Fuß auf den Weg, um einige seiner Kranken in den umliegenden Dörfern zu besuchen. Er hatte die Gewohnheit, bei solchen Ausflügen sein Morgenpfeifen oder eine Cigarre zu rauchen, was er auch diesmal thun wollte. Allein an jenem Tage sollte die Rauchlust ihm theuer zu stehen kommen; er mußte sie mit seinem Leben bezahlen, wie wir gleich hören werden.

Wenn man rauchen will muß man Feuer haben. Der Doktor zog sein Streichzeug aus der Tasche und fuhr mit dem Zündhölzchen darüber, von welchem ein Stücklein brennender Phosphor ihm in ein Fingergleich fuhr und sogleich eine kleine Brandwunde verursachte, die ihn sehr schmerzte. Alsobald griff er zu seinen ärztlichen Instrumenten und machte, um Blutung hervorzubringen, einen Einschnitt rings um die Brandwunde. Die Schmerzen jedoch werden immer größer, und der Doktor hält es am gerathensten, unverzüglich nach Bodesheim zurückzukehren und sich von einem seiner Amtsgenossen den schmerzenden Finger abnehmen zu lassen. Dies geschah, brachte aber die gehoffte Wirkung nicht hervor, denn das Phosphorgift hatte sich schon dem ganzen Arm mitgetheilt. Mehrere Aerzte werden schnell zu einer Berathung zusammenberufen, und Alle stimmen für das Abnehmen des Arms, zu welchem der unglückliche Doktor Cause mit großer Standhaftigkeit sich versteht, in der Hoffnung sein Leben zu retten.

Alles umsonst! Wohl geht das Armabnehmen

glücklich von Statten, allein wenige Stunden nach der Operation ist schon der arme Doktor ein Raub des Todes; unter den furchtbarsten Schmerzen war er verschied.

Das waren die Folgen eines brennenden Stückleins Phosphorus. Möge dieser traurige Fall Andern zur Warnung gereichen!

Sonderbare Inschrift.

In einem Lesekabinet hatte ein Spatzvogel über den Tisch, an welchem gewöhnlich ein Herr Platz nahm, der stundenlang an einer Zeitung las, folgendes geschrieben: Diejenigen, welche nur buchstäblich lesen können, werden höflichst ersucht, bloß Zeitungen vom gestrigen Tag in die Hand zu nehmen, um Andere nicht allzulange warten zu machen.

Der Taube.

Ein alter Geck, der taub war wie eine Kanone, wollte durchaus nicht als taub gelten, und schimpfte nicht selten auf seine Bekannten, wenn sie von seinem Gebrechen mit ihm redeten so laut sie nur immer konnten. Einer von ihnen, den er erst tüchtig deswegen abkapitelt hatte, sah den Tauben von Weitem auf der Straße kommen, ging auf die andere Seite, und winkte ihm mit dem Finger zu ihm herüber. Zugleich aber hielt er beide Hände an die Backen, wie einer der in die Ferne rufen will, sperrte dreimal den Mund weit auf, doch ohne zu schreien, und schnell kam der taube Geck zu ihm gerannt und schalt im höchsten Zorne: Ei, zum Henker, brüllen Sie doch nicht so furchtbar! Die Leute könnten ja gar meinen, ich sei taub! Halb so laut wär auch genug!

Ereue Freundschaft.

Ein Schottländer und ein Irländer, die im nämlichen Regimente dienten, waren die besten Freunde geworden auf Leben und Sterben. An dem Morgen eines heißen Schlachttages schwuren sie einander sich gegenseitig beizusehen, falls ein Unglück sie betreffen sollte. Mitten im Kampf getümmelt sinkt der Schotte plötzlich nieder; eine Kanonenkugel hatte ihm das rechte Bein weggerissen. Er ruft seinen Freund herbei und bittet ihn, er möge ihn in Sicherheit bringen und seine Wunde verbinden lassen. Gutmüthig ladet der Irländer seinen Freund auf die Schultern und eilt mit ihm dem Feldlazareth zu. Da reißt aber-

Kaiser
ja selbst
glaub'
licher,
sich für
mich
scheint!
t!" —
er den

Sterne
y in der
wohl so
ach' Er

's Ge-
Dauer's-
n keiner
ieg der
e Huld
oll Du-

§ II.

Wien,
Hof zu
ecke an
ange-
um den
t unter
e aber
ise daß
Fohlen,
g Gul-
daher
e strich
tterlich
s Volk
er, der
die Ur-
ersfahr-
ritt in
ffschla-
eschrie-
rücklich
händ-
bezahlt
ein an-
Recht
war ein

mals eine
ohne daß
Eier, etw
am Lager
beweintrit
Mogel
hier verbin
ist's aus!
ja weggel
seinen Kan
konnte er
hat doch n

Der
Hoflage
Paris.
die Ein-
der sein
Prügel
brenner
Höflich
arme T
auf, od
Eiel"
nahm
machte
ich w
und Be

Ein
kleines
einst ei
ner vie
den, j
den T
Zweite
wort.
verwun
schreie
zwan
beine
rechte

en G
tm in
Korpe
der S

maß eine Kugel dem Schotten den Kopf weg, ohne daß der Irländer, in seinem brüderlichen Eifer, etwas davon merkt. Keuchend langt er am Lazareth an, aus dem eben ein Chirurgus heraustritt und nach seinem Begehren fragt. „Möget Ihr nicht gefälligst meinen guten Freund hier verbinden?“ bat der Irländer. „Mit dem ist's aus!“ antwortet der Doktor, „sein Kopf ist ja weggeschossen!“ Verwundert legt der Mann seinen Kameraden auf den Boden und sagt: „Wie konnte er mich nur so anlügen, der Schelm! er hat doch nur von seinem Wein vorhin gesprochen!“

Der überhöfliche Bauer.

Der König von Frankreich hielt einmal sein Hoflager in einem Städtchen der Umgegend von Paris. Zwei Herren seines Gefolges durchschritten die Straße und stießen auf einen Bauersmann, der seinen störrigen Esel eben mit einer tüchtigen Prügeltracht regalirte, daßer schrie wie ein Mordbrenner. „He da, Bauer“, rief zornig einer der Höflinge, „wie kannst du nur so gewissenlos das arme Thier mißhandeln! Auf der Stelle hörst du auf, oder...“ „Nichts für ungut, mein Herr Esel“, sagte der Bauer, indem er den Hut abnahm und seinem Esel einen tiefen Bückling machte, „du sollst keine Schläge mehr bekommen; ich wußte ja nicht, daß du so gnädige Gönner und Beschützer am königlichen Hofe hast!“

Besserer Verdienst.

Ein Bettler, der an seinem Körper nur ein kleines Gebrechen aufweisen konnte, begegnete einst einem andern Bettler, dessen Aussehen, seiner vielen Gebrechen halber, das größte Mitleiden, ja sogar Ekel erregte. „Wie viel verdienst du den Tag über mit Betteln?“ fragt der Erste den Zweiten. „Vierzig Sous ungefähr“, war die Antwort. „Nicht mehr als vierzig lumpyge Sous!“ verwunderte sich der Erste, „das ist ja himmelschreiend! Ich gäbe meinen Taglohn nicht für zwanzig Franken her, wenn ich das Glück hätte deine vielen Gebrechen zu besitzen. Du bist ein rechter Pfuscher in der Kunst zu betteln!“

Der Gefangene.

„Korporal, geschwind kommt her, ich hab' einen Gefangenen gemacht!“ rief ein Rekrute mitten in der Schlacht seinem entfernt stehenden Korporal zu. „Du bist ein ganzer Kerl!“ lobte der Korporal, „bring' ihn nur her.“ — „Ich

kann den Burschen aber nicht zum Gehen bringen!“ meinte der tapfere Rekrute. „So komm allein zurück“, befahl der Korporal. „Ich kann nicht; mein Gefangener will mich nicht loslassen!“ so lautete die klagende Antwort.

Die verstehen's.

Ein deutscher Handelsreisender fand, daß das Erlernen der englischen Sprache ihm von großem Nutzen wäre, und nahm in dieser Absicht Unterrichtsstunden. Er bildete sich nicht wenig auf seine Gelehrsamkeit ein, die er bei jeder Gelegenheit auszukramen suchte. Er traf einst im Wirthshause mit einem Pferdehändler zusammen, und bald kam auch das Gespräch auf die englische Sprache. „Wir Deutsche“, meinte der Handelsreisende, „haben's doch weit leichter, denn wir sprechen, wie wir schreiben; bei den Engländern aber ist's anders: die schreiben zum Beispiel Shakespeare, und wenn sie's aussprechen so heißt's Schakspir. Ist das nicht kurios?“ — „Na, wahrhaftig“, entgegnete der Pferdehändler, „solche Fälle gibt's auch in unserer Sprache, und noch weit ärgere. Zum Exempel, schreiben wir nicht Pferd, und sagen doch Ross oder Gaul?“

Buchstabenfreit.

Zwei Schwaben stritten sich einmal wegen des Buchstabens K. Der Eine meinte, daß man denselben ganz füglich aus dem ABC weglassen könnte, während der Andere behauptete, er sei darin unumgänglich nothwendig. „Wenn wir kein K hätten“, sagte er in vollem Eifer, „so würde es uns hinderlich gehen, sollten wir: Zur Kundeheit, oder Keagete Mahzeit schreiben. Da müssen wir doch ein K dazu haben!“

Der gute Knecht.

Der Gutbesitzer Vor mann hatte einen braven, treuen und guten Knecht, und daß er ein solcher war, wurde dem Herrn, gleich in den ersten Dienstwochen, durch eine kleine Thatsache kund, die Manchem wohl ganz unscheinbar hätte vorkommen mögen.

Konrad, der gute Knecht, hatte nichts davon gewußt, daß ein Auge ihn sah, als er sich brav benahm, und das sind die besten Thaten, die so geschehen, wenn man sich nicht beobachtet glaubt; sie werden nur selten äußerlich belohnt, aber sie haben doch einen guten Zahlmeister, der immer baare Münze hat, und das ist der inwen-

dige Herr Geheime Kabinetsrath, das Gewissen, und wer den richtig bei sich im Amte weiß, dem ist's einerlei, wie er selbst und wie Andere in der Welt betitelt werden.

Es war ein heißer Mittag, als Konrad mit seinen Pferden vom Aekern heimgekommen war. Die beiden Gaule wurden abgeschirrt und gefutert und getränkt, denn Jeder, der's wissen will, weiß, daß auch ein Thier nicht zur rechten Ruhe kommt, so lange es das Geschirr auf dem Leibe hat; allein Manche wollen es nicht wissen, um sich die Mue sparen zu können, auf- und abzuschirren. Das that aber der Knecht Konrad nicht, und es kann wohl sein, daß ihm just darum selber auch das Essen drinnen am Gesindelisch um so besser schmeckte.

Unserm Konrad war's ein rechter Genuß, sein Pfeischn nach gethaner Arbeit zu rauchen, und er setzte sich daher auch mit eigenem Behagen, nach dem Mittagessen, auf den Stein an der Stallbure, machte mit einem feifen Strohhalmne seinem Pfeisenrohre Luft, säuberte den Wasserfa, und legte einstweilen den runden Pfeisenkopf auf den Sims des kleinen Stallfensterchens. Als er jetzt wieder nach dem Pfeisenkopfe griff, um ihn zu stopfen, ließ er ungeschickt daran, und er fiel in den Stall hinein, zum Glück aber unverfehrt auf ein Strohbuschel. Schon war Konrad aufgestanden um in den Stall hineinzugehen und seinen lieben Pfeisenkopf wieder zu holen, da hielt er plötzlich an, denn er sah, daß die Pferde sich niedergelegt hatten, und wußte doch ganz gut, daß sie alsbald aus ihrer so nöthigen Ruhe aufspringen würden, wenn er in den Stall trat. Darum setzte er sich wieder ruhig auf den Stein nieder, und steckte das Pfeisenrohr mit dem Wasserfa zur Vergultung rauchlos in den Mund. Es schmeckte ihm freilich nicht so gut, als hätte sein Pfeischn gedampft.

Hr. Vormann, der alles dies unbemerkt aus seinem Fenster mit angesehen hatte, trat jetzt auf Konrad zu und fragte: „Warum rauchst du nicht? Hast du deine Pfeife zerbrochen?“

„Nein, sie ist mir da hinabgerutscht“, antwortete Konrad, „aber ich möchte die Gaule nicht aufwecken, will lieber warten, bis es wieder in's Feld geht.“

„Du bist ein braver Bursche!“ lobte Hr. Vormann, und reichte ihm seine eigene, silberbeschlagene Pfeife aus dem Mund. Da nimm und behalte das zum Dank dafür. Es wird dir gut geben. Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes, und wer die Lebensstunde eines Thieres schont, der ist auch gewiß rechtchaffen

gegen Menschen. Wir bleiben hoffentlich noch recht lange, lange beieinander!“
Und so geschah's auch.

Drei Stücklein aus Afrika.

1. Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß.

(Mit einer Abbildung.)

Dieses und die zwei nachfolgenden Geschichtchen verdankt der Bote seinem guten Freund zu Bldah, drüben überm Mittelländischen Meer in Afrika, dem nämlichen, der ihm voriges Jahr die „Mutterliebe“ für den Kalender eingesandt hat. Wir wollen den lieben Mitarbeiter nun in seiner eigenen, launigen Weise erzählen lassen:

Zu Dely-Abraham, einem stattlichen Kolonistendorfe, zwei Stunden von Algier gelegen, auf einer Rundhobe der Hugellette Sabel, die sich wohl an 250 Meter über die Meeresfläche erhebt, steht in der Nähe des menschenfreundlichen Baisenhaues, unter dem Namen Orpelinat weit und breit bekannt, eine geschäftige Windmühle, die ein wackerer Burtenberger, seit Jahren schon, mit regem Fleiß und erprobter Redlichkeit bestens betreibt. In diese Mühle bringen Europäer und Araber aus der Umgegend ihren Weizen zum Mahlen, die ersteren auf oxsenbespannten Wagen, die letzteren auf des Esels geduldigen Rücken.

So kam denn auch eines Tags ein Sohn Muhameds, des Propheten, mit einem Zentner Araber-Weizen zur Windmühle gezoan. Diesen Weizen nennt man auf französisch blé dur, den europäischen hingegen blé tendre, also hartes und weiches Getreide. Den seiner Weizenlast entledigten Esel, hier zu Lande Bourriko benamht, band der Araber, zum beliebigen Weiden, an einen Feigenbaum zunächst der Mühle fest und bezgab sich mit dem Windmüller hinauf in das Innere des luftigen Werks, denn die Araber sind etwas mitrauischer Natur; ihr Herz glaubt in manchen Sachen nur was das Auge sieht.

Eben blies der Wind aus vollen Backen von Norden her; die gewaltigen Mühlenflügel drehten sich rasch in gar mächtigem Schwunge und setzten das Räderwerk in fnarrende und klappernde Bewegung, also daß die ganze Mühle davon erzitterte.

Während der Araber und der Müller bei diesem Geflapper laut miteinander verbanbelten, ertönte plötzlich von Außen her ein donnerndes Krachen, als wäre der Blitz in die Mühle gefahren. Höch-



Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Vergleich.

licht erschrocken, stürzen die beiden Männer zur Mühle hinaus und ein wunderbares Schauspiel stellt sich ihren erstaunten Blicken dar!

Unser armes Langohr, das seines Herrn Weizen so geduldig zur Mühle getragen und dann zum bequemen Weiden an den Feigenbaum gebunden worden, hatte sich, um seinen hungerigen Magen und seine Fressgelüste besser befriedigen zu können, vom Baume losgerissen und war den schnellschwingenden Mühlenflügeln in's Bereich gekommen. Einer derselben hatte den grauen Helden am Zaumzeug erfaßt und ihn mit sich hinauf in's lustige Revier geschleudert, so daß er nun mit Haut und Haaren, an dem gefährlichen Flügel hangend, zwischen Himmel und Erde schwebte und aus Leibeskraften lamentirte und Mordjoh schrie. (Man sehe die Abbildung.)

Der geneigte Leser mag sich denken, wie es den Dreien, nämlich dem Esel — der geht ja voran — dem Araber und dem Windmüller bei dieser gezwungenen Luftfahrt zu Muth sein mochte! Den Gesetzen der Schwerkraft zufolge stürzte das jammernde Langohr, den Mühlenflügel nach sich ziehend, gar unsanft wieder zur Erde nieder, die so plötzlich und unfreiwillig verlassen worden, und kam mit einem Weinbruch davon. Aber auch Stücke des zertrümmerten Windmühlenflügels gelangten zu gleicher Zeit auf dem Grasboden an, zur Strafe für die verübte Vöshheit.

Kaum hatten sich Müller und Araber von ihrem Schrecken erholt, so geriethen sie hart aneinander wegen des gewiß außergewöhnlichen Vorfalles; der eine wollte seinen Windflügel, der andere seinen Esel bezahlt haben, und Jeder forderte seinerseits fünf Douars oder fünf und zwanzig Franken billigen Schadenersatz. Zum Glück waren die augenblicklich streitenden Parteien sonst ziemlich friedfertiger Natur, also daß der Handel nicht vor Gericht kam, sondern durch die Vermittlung eines Familienraths, aus erfahrenen weisen Arabern und Landsleuten des Müllers bestehend, folgendermaßen endgiltig verglichen wurde:

Eintemal und allbiweil nämlich der Wind wehet und hauset wo und wie er will, und man des Uebelthäters in specie unmöglich habhaft werden kann, soll der Windmüller Jakob dem Araber Ben-Kaddour den Esel, und der Araber Ben-Kaddour dem Windmüller Jakob den Mühlenflügel bezahlen.

Wie gerichtet, so geschehen — und somit war Alles gütlichst und zu gegenseitiger Befriedigung abgethan.

Aus diesem wahren Geschichtchen von des afri-

kanischen Esels Luftfahrt, zieht der Bote den beherzigenswerthen Schluß, daß es weit rathsamer und vortheilhafter sei für beide Theile, wenn zwei streitende Parteien auf gütlichem Wege sich vergleichen, statt zu den Gerichten ihre Zuflucht zu nehmen und einen Prozeß anzufangen, bei welchem die Gemüther sich immer mehr und mehr erbittern, und der in der Regel dem Gewinner und dem Verlierer mehr Geld- und Zeitverlust und Aerger und schlaflose Nächte verursacht als der ganze Handel werth ist, also daß am Ende vom Lied Beide dabei verloren haben, und bitterer, aber, leider, allzuspäter Reue voll, sich hinter den Ohren kratzen. Möge darum nachstehender frommer Spruch uns Allen zur Richtschnur dienen:

D Liebe, lehre mich mit Freunden
Das Beste thun, das Schlimmste leiden
Und immer froh in Liebe sein!
D Liebe, du bist Gottes Leben,
D Liebe, deine Lust ist: Geben,
Und deine Freude: Still erfreuen!

Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen. (Matthäus 5, 9.)

2. Militärischer Gehorsam.

Vergangenen Sommer verfügte sich an einem heißen Tage ein Soldat des 45. Linienregiments, das zu Bldah garnisonirte, in die Wohnung seines Kapitäns. Die rechte Hand an den Eschafot haltend, suchte er in aller Höflichkeit und allem Ernste seinen Oberrn um Beförderung an, als Belohnung für sein gutes Betragen und seine Pünktlichkeit im Dienste. Dem Kapitan, der eben bei geöffneten Thüren in seinem im Erdgeschoß befindlichen Salon arbeitete, gefiel dies Begehren nicht übel, und, wohl um die Fähigkeit des Kandidaten zu prüfen, wohl auch um denselben los zu werden, kommandirte er alsobald: Peloton, demi-tour, droite! das heißt zu deutsch: Rechts um, kehrt euch!

Wie befohlen, so geschehen! Unser Fußgänger hatte in einem Nu das gegebene Kommando ausgeführt, und stand da fest und steif, das Gesicht zur Thüre hinausgekehrt.

Peloton, en avant, marche! das heißt: Vorwärts, Marsch! kommandirte der Hauptmann weiter, und pfeilschnell ging der Soldat ab, mit dem linken Fuße zuerst, nicht ermangelnd un, deux, un, deux zu zählen.

Am Abende desselbigen Tages fehlte unser Mann beim Verles, das heißt: Appell, und ohne daß Jemand wußte was aus ihm geworden. — Zufälliger Weise machte der Kapitan des an-

dem Morgens in der Frühe einen Spazierritt um die Mauern der Garnisonsstadt herum. Siehe, da erblickt er von fern unsern jungen Mann gemessenen, militärischen Schrittes des Weges ziehen, schulgerecht un, deux kählend, den kleinen Finger an der Naht des Weinkleides haltend und auf fünfzehn Schritte weit vor sich hinblickend. Schnell hatte der Reiter den Fußgänger eingeholt und machte demselben über sein leichtsinniges Verhalten strenge Vorwürfe.

„Mein Kapitän“, bemerkte unser Mann ganz kaltblütig, immer noch den Schritt haltend, „gestern haben Sie mir „Vorwärts, Marsch!“ kommandirt, und nun sind es volle vierundzwanzig Stunden daß ich marschire ohne Unterlaß, bis Sie kommandiren „Halt!“

Höchst erfreut über diese Antwort des Soldaten, welcher auf solche Weise den pünktlichsten Dienst-eifer und die strengste Ausübung der Militär-männzucht an den Tag legte, beförderte ihn der Kapitän auf der Stelle zum Korporal. —

Nicht wahr, lieber Leser, dies Stücklein ist nicht übel? Der Bote hat es dir zum Vergnügen hergeschickt; damit es dir aber auch zu Nutz und Frommen gereiche, wollen wir die Schlußbemerkung beifügen, daß wir Christenmenschen allesammt berufen sind vorzurücken, nämlich im Reiche Gottes und in seiner Gerechtigkeit; daß ferner an uns Alle der ernste Ruf ergeht: Marsch! bis an dieses Lebens Ende, da es manchmal urplötzlich und unvorbereitet heißt: Halt! und die Ewigkeit vor unsern Blicken sich öffnet. Lasset uns solches wohl bedenken, und allezeit merken auf die fromme Mahnung:

„Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst gelebt zu haben.“

3. Selbstverschuldeter Vätermord.

Die Geschichte, welche der gute Freund des Boten jetzt erzählen will ist eine traurige aber wahre Begebenheit, die sich vor wenigen Jahren zu Hussein-Dey zugetragen, einem acht Kilometer, also zwei kleine Stunden östlich von Algier gelegenen Kolonistendorf am Meeresufer. Hat's nun gleich der Bote selbst mit seinem Stelzfuße, bis auf den heutigen Tag, noch nicht über's Meer gebracht, das keine Balken hat, wie man zu sagen pflegt, so hat er doch dort wie im lieben Heimathland hie und da einen guten Freund, der ihm manchmal ein Scherstein in seine Botentasche schiebt, sintemal in Nord-Afrika viele wackerere Elsäßer, Lothringer und Deutsche wohnen, die sich neben dem Bibelbuche auch bisweilen in

seinem Kalender erbauen und dabei der fernen Heimath sich freudig erinnern.

Hussein-Dey war eigentlich der Name des im Monat Juli 1830 durch die Franzosen vertriebenen Raubfürsten von Algier, dessen Finanzminister zur Zeit an besagtem Orte einen Landsitz hatte. Dasselbe Dorf Hussein-Dey, dicht am Fuße der Vorberge des kleinen Atlasgebirgs gelegen, ist sand-, grund- und wasserreich, und somit der Gemüsegarten Algiers — da schon zu Neujahr die süßen Erbslein und Artischofen, die Ananaserdbeeren und Spargeln grünen und blühen und in Massen nach Paris versandt werden; — ferner befindet sich zu Hussein-Dey ein kolossales Tabakmagazin, das demjenigen wenig nachsteht, dem zu Straßburg „der Riese“ fröhlichen Angedenkens, Platz machen mußte. In dieses Magazin liefern die Kolonisten jährlich an sechs Millionen Kilogrammes Tabak ab, was etwa das Fünftel des Verbrauchs in Frankreich beträgt. Schließlich noch ist dieses Dorf, am Ufer des Meeres hin, zum Polygon geschaffen, da sich sämtliche Artillerie der Provinz Algier jedes Frühjahr im Schießen übt, und schon mancher Straßburger, Elsäßer oder Lothringer das Fäßlein getroffen hat, bei welchem Anlaß der glückliche Treffer, in feierlichem Zug, mit echtem Lorbeer gekrönt, im Triumph zum Brauer Kling, zum Kolb oder zum Wackherr, in's weiße Pferd, getragen und dort populirt und gesungen wird beim Bier (sei's gut oder böse), gerade wie zu Hause. So kommt aber der gute Freund des Boten vom Hundertsten in's Tausendste, und statt von einer schrecklichen Begebenheit zu erzählen, spricht er gar vom Bier! Darum Spaß bei Seite und in Ernst zur Sache.

In einer unweit des genannten Dorfes, an der Landstraße einsam gelegenen Schenke, war zu Anfang Dezembers 1856 ein Diebsbruch versucht, aber vereitelt worden, — welcher Orten, unter dem wechselnden Monde, gibt es nicht Diebesgindel? Die Schenkwirtsfamilie bestand aus dem Vater, der Mutter, einem Sohne von etlichen zwanzig Jahren und einem jüngeren Kinde. Da schlug am 13ten desselben Christmonats die Glocke elf Uhr Nachts. Alles im Hause schlief; plötzlich aber ertönte Hundegebell. Da springt der Sohn des Hauses aus dem Bette auf, erfährt eine Bürgermilchflinte mit aufgestecktem Bayonnet, eilt im Finstern in den großen Trinksaal, worin er eine Bewegung zu hören glaubt, und gewahrt darin in der That eine Menschengestalt. „Wer ist da!“ ruft er. Keine Antwort erfolgt. — Der junge Mann stürzt mächtig auf die dunkle Gestalt los

und — durchbohrt seinem eigenen Vater das Herz!

Durch gerichtliche Untersuchung hat es sich erwiesen, daß der unglückliche Vater sich zu später Stunde noch in den Trinksaal geschlichen hatte, um seines leidigen Durstes zu pflegen, und daß er so seine Leidenschaft mit dem Tode büßen mußte.

Begen Mords aus Unvorsichtigkeit wurde der Sohn nur zu einigen Monaten Haft verurtheilt. Man denke sich aber seine Verzweiflung nach der blutigen That!

Der große Brand zu Straßburg

am 29. Juni 1860.

(Mit einer Abbildung.)

Wer den Erholungshof, den altbekannteren sogenannten Grassboden, des protestantischen Gymnasiums von Straßburg am 13. August 1838 gesehen hat, als die ehemaligen, alten Schüler dieser vaterländischen Lehranstalt die dreihundertjährige Jubelfeier ihres Bestehens beim Festmahle freudig begrüßten; wer ihn gesehen hat bei den alljährlichen Preisaustheilungen, von einer munteren, flinken, springenden und kletternden Jugend belebt, dem muß das Herz bluten, die Seele wehmüthig ergriffen werden, wenn er jetzt diesen lieben Grassboden betritt, jetzt da der Vore dieses schreibt, nämlich in den ersten Tagen des Julimonats 1860. Der weite Hof, darin sonst die fröhlichen Schüler während des Erholungstündchens sich jubelnd herumtummeln durften, sieht heute todt und öde aus, mit Schutt und Trümmern bedeckt; „leergebrannte Stätten, in die des Himmels Wolken hoch hineinschauen“, starren mit ihren von den Flammen geschwärzten Siebeln traurig und den Einsturz drohend empor; ringsum herrscht der Gräuel der Verwüstung durch das zerstörende Feuer, von dem Schiller, der große Dichter, so treffend sagt:

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelstraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Eintritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.

Ja, leider, auch am 29. Juni 1860, um zwei Uhr des Nachmittags, hat sich dieses wohlthätige und zugleich furchtbare Feuerelement seiner hemmenden Fesseln entrafft, auf eine bis heute noch

geheimnißvolle Weise, nur von dem allwissenden Gott bekannt und von demjenigen Menschen, dessen Leichtsinns oder Unvorsichtigkeit vermuthlich Schuld ist an dem schrecklichen Brande, der an jenem Tage die altherwürdigen Gebäude des Studienseits Sankt-Wilhelm und des Gymnasiums in einen Schutthaufen verwandelte. In dem Hause zunächst der Neuen-Kirche, dessen Vorderseite dem Platze dieses Namens zugekehrt war, während die Hinterseite dem sogenannten Klostergarten sich zuwandte, brach das Feuer in den obern Räumen aus, die zu Waarenlagern dienten. In diesem Hause wohnte Hr. Viton, der ehrenhafte und rechtliche Pedell der theologischen Fakultät, mit einem Theile seiner Familie. Bereits um zwei Uhr verkündeten Rauch und Qualm den Anfang der verheerenden Feuersbrunst und setzten die Bewohner des Hauses und die ganze Nachbarschaft in Angst und Schrecken, doch die beträchtliche Höhe der Neuen-Kirche verhinderte die ausspähenden Münstervächter den Brand vor halb drei Uhr zu gewahren, und erst um diese Zeit wurde die roth-weiße Feuerfahne ausgesteckt und ertönten die erschütternden Schläge der Sturmglöcke hoch vom Münster herab, denen bald die Glocken aller Kirchen Straßburgs Antwort gaben mit ihrem ehernen Munde, und zur Hilfe und Rettung herbeiriefen aus den entlegensten Stadttheilen. Und von allen Orten raselten die Feuerspritzen mit ihrer muthigen, keine Gefahr scheuenden Mannschaft heran, um das blindwüthende Element zu bekämpfen und seinem vernichtenden Laufe Schranken zu setzen. Im Schnellschritt eilten Abtheilungen der Soldaten der Garnison herbei, und unter dem Knitern der schlängelnden, leckenden Flammen, dem Getöse und Getraße der herabstürzenden Ziegel und Balken wurde der Feuersdienst schnell und bestmöglichst vertheilt und eingerichtet, und bei dessen Ausübung Umsicht und Bereitwilligkeit und Aufopferung bewiesen.

Da die Brandstätte ziemlich entfernt vom fließenden Wasser gelegen, und die meisten Brunnen der nächsten Umgebung gar bald ausgeschöpft waren, so nahm man, auf Anordnung der bürgerlichen und militärischen Behörden, Zuflucht zu einem für Straßburg ganz neuen Mittel das so nöthige Wasser schleunigst herbeizuschaffen. Die Stadtverwaltung hatte nämlich vor Kurzem mehrere große, dreizehn Hektoliter haltende Wasserfässer bauen lassen, zum Begießen der Straßen und öffentlichen Plätze bestimmt. Diese, auf Wagen besetzten Fässer, wurden an geeigneten Orten mit Wasser gefüllt und vierspännig zur Brand-



Der große Brand in Straßburg am 29. Juni 1860.

ffenden
n, def
nathlich
der ag
nde des
Symma
te. In
dessen
gehört
nnten
Zur in
enlagen
ron, der
ogischen
ie. Be
Qualm
unf und
die ganze
doch die
hinderte
und vor
im diese
geleckt
age der
denen
ge Unt
und zur
entle-
en raf
n, keine
am dab
seinem
n. Im
oboten
knittern
den Ge
egel und
nd best
bei des
heit und

vom sie
Brunnen
geschöpf
der bür
Zusucht
ittel das
fen. Die
em meh
Wasser
Straßen
auf War
eren De
Brande

stätte geführt. Rasche Artilleriepferde, von Parksoldaten gelenkt, verfahren diesen Dienst, der großen Nutzen geleistet.

Die abgebrannten Gebäulichkeiten bildeten ein ziemlich regelmäßiges Viereck, mit dem Klostergarten in der Mitte, den ringsum der alte Kreuzgang mit seinen von schlanken Säulen getragenen Bogen umgrenzt. Seit langen Zeiten her ist dieser Kreuzgang unter dem Namen „Koleim“ bekannt, und in seinen jungen Jahren hat der Bote mit lieben Mitschülern des Gymnasiums manches lustige Spiel und harmlose Knabenkurzweil darin getrieben, daran er sich heute noch mit Freuden erinnert. Wie traurig und verwüstet sah's nach dem Brande in diesem sonst so freundlich-heimlichen Klostergarten aus! Hochauf thürmten sich darin die Schutthaufen, und die von der fürchterlichen Hitze verfangenen Bäume ragten einsam zwischen dem verfallenen Gemäuer empor, gleich ersten, gen Himmel weisenden Mahnungszeichen!

Mit Blitzeschnelle hatte das wüthende Feuer um sich gegriffen; das alte, dürre Sparrengebälk, zahlreiche Bücherstöße und Papier, boten ihm eine nur allzuwillkommene Nahrung dar, und bald standen alle vier Seiten des Quadrats in vollen Flammen. An den hemmenden steinernen Giebeln der verschiedenen Gebäude leckten die Feuerzungen gierig herum und setzten ihren vernichtenden Zug unaufhaltsam fort, die Neukirche und die öffentliche, an seltenen Schätzen so reiche Stadtbibliothek bedrohend. Gott sei Dank, daß es hier nur bei der bloßen Drohung verblieb!

Gleich beim Ausbruche des Brandes, in dem von ihrem Pöbcl bewohnten Hause, waren die jungen Theologen, deren zellenartige Stübchen sich meistens im ersten Stockwerk des entgegengesetzten Flügels des Vierecks befanden, hilfsbereit, mit den ihnen zuständigen Feuerpritzen herbeigeeilt, nicht ahnend, daß die rücksichtenlosen Flammen so pfeilschnell sich Wahn brechen würden in ihre eigenen Wohnungen, und als sie dahin zurückkehren wollten, um ihre Bücher und Schriften und Habseligkeiten zu retten, da war es, leider, für viele unter ihnen, schon zu spät; alles, alles war ein Raub des gierigen Feuers geworden! Mit christlicher Barmherzigkeit nahmen die würdigen Professoren der Fakultät und andere edelgesinnte Bürger Straßburgs die armen Obdachlosen in ihren Häusern und an ihren Tischen auf, und trüffelten lindernden Balsam in die schmerzenden Wunden. Möge der ewige Vergelter den großmüthigen Wohlthätern dieses Werk der Liebe lohnen!

Im Bodengeschoß des Flügels, dessen ersten Stock die Studenten bewohnten, befanden sich mehrere Klassen des Gymnasiums, deren Schüler, beim Ausbruche des Brandes, schon versembles beieinander saßen. Als der Feuerlärm den Professoren zu Ohren kam, entließen sie alsobald ihre Zöglinge zur Heimkehr, damit die Eltern ihr retzwegem nicht allzulange in Angst und banger Sorge schweben möchten. Auch diese Klassen wurden ein Raub der Flammen, und mit ihnen zugleich die darin befindliche Büchersammlung, zur Belehrung und nützlichen Unterhaltung der Gesellen und Lehrlinge des Handwerksstandes bestimmt, die seit Jahren in diesen Räumen gerne sich einfanden zum Lesen während der Sonntagsabende.

Wollte der Bote von allen erlittenen Verlusten erzählen, so brauchte er gar viele Zeit zu dieser traurigen Arbeit und würde sich und seinen lieben Lesern nur ein schweres Herz dadurch machen. Glücklicherweise kostete die entsetzliche Feuersbrunst kein Menschenleben, und endete als der allmächtige Gott für gut erachtete zu gebieten: Bis hieher und nicht weiter! Und bevor noch der Abend sich niedersenkte, legte sich des Feuers Zerstörungswuth und die zunächst an das abgebrannte Viereck stoßenden Gebäude blieben verschont. (Siehe die auf vorstehender Seite befindliche Abbildung.)

Zu diesen letztern gehört auch das von dem ältesten Professor des Gymnasiums, Hrn. Schweighäuser, bewohnte Haus, an der Ecke des schon längst überwölbten Gerbergrabens, der Heitschen Buchdruckerei gegenüber, ganz in der Nähe der Stelle woselbst vor Zeiten das sogenannte „Studentenbrüchel“ sich befand. In dem Hofe dieses Hauses, hart an die niedergebrannten Gebäude stoßend, steht ein hoher, dichtbelaubter Akazienbaum, dessen Blätter und Gezweige schützend die gegen das Haus flackernden Funken aufzufangen und dasselbe vor der gräßlichen Hitze des Brandes schirmten, also daß man mit allem Recht annehmen kann, dieser Baum sei des Hauses Schutzmauer gewesen, wovon der vierzehnjährige Knabe wohl nicht die geringste Ahnung hatte, welcher ihn im Jahr 1812 als unbeachtete, schwache Staupe mitnahm aus dem Garten eines Freundes seiner Eltern, in den väterlichen Hof voll kindlichen Eifers ihn verpflanzte und sorgfältig seiner pflegte. Dieser Knabe, zum Jüngling und Manne herangewachsen, hatte fortwährend seine Lust und Freude an dem lieben, großgewordenen Baume, der nunmehr so dankbar sich erwiesen für die sorgsame Pflege und Wartung,

deren er sich zu erfreuen hatte von Seiten seines jungen Pflanzers, Hrn. Buchdrucker Heitz, welcher dem Voten selbst die Geschichte des schützenden Akazienbaums erzählte.

Nunmehr handelt es sich um den Wiederaufbau, der schweres Geld erfordert. Wohl waren die Gebäude gegen Brandschaden versichert, konnten aber, ihres hohen Alters wegen, nicht in dem Werthe angeschlagen werden, auf welchen neuere Bauten Anspruch zu machen berechtigt sind, daher der von der Brandversicherungs-Gesellschaft zu zahlende Schadenersatz sich kaum auf 120,000 Franken belaufen mag, während, einer vorläufigen, übersichtlichen Abschätzung zufolge, gegen 500,000 Franken vonnöthen sind, um Studienstift und Gymnasium verjüngt aus der Asche emporsteigen zu lassen. Wo nun die fehlenden Summen hernehmen? Auf diese Frage gibt es nur Eine Antwort, die bereits erfreulichen Wiederhall gefunden: Aus Stadt und Land müssen milde Beiträge zusammenfließen, mit willigem Herzen gespendet zur Erhaltung und entsprechenden, dem Geist und den Bedürfnissen unserer Zeit angemessenen Verjüngung einer altehrwürdigen, vaterländischen Lehranstalt. Zu diesem Zwecke sind ehrenhafte Männer zusammengetreten, ist ein Aufruf ergangen und werden christliche Gaben gesammelt in der Nähe und Ferne. Freudig trägt Jedermann, dem das große Unglück zu Herzen gegangen, seine willkommene Spende herbei; Bornehm und Gering, Reich und Arm theilen mit nach besten Kräften, je nach dem Vermögen, das Gott einem Tuglichen anvertraute. Gerne wollen wir der angenehmen Hoffnung Raum geben, daß mit diesen so bereitwillig herbeigetragenen Steinen und Steinchen bald wieder ein neues Studienstift, zur Weherbergung der jungen Theologen, und ein neues Gymnasium sich erheben werden aus dem Schutt und den Trümmern des vernichtenden Brandes vom 29. Juni 1860!

Fahret wohl, ihr trauten Räume, dar in ich die schönsten, die hoffnungsvollsten Jahre meines Daseyns verlebte, fahret wohl! so rufen wohl Tausende, nah und fern, den leergebrannten Stätten zu, und nehmen mit thranendem Auge, mit wehmüthigem Herzen Abschied von ihnen, wie man Abschied nimmt von einem alten, lieben Bekannten, der immer treulich Leid und Freude getheilt. Auch der Bote gehört zu dieser Zahl, und gewiß mit ihm noch viele seiner geneigten Leser.

Zweckmäßig mag es wohl sein, vorstehendem Bericht über den Brand einige geschichtliche Angaben, die zerstörten Gebäude betreffend, in mög-

lichster Kürze beizufügen. Was man gewöhnlich Kollegium oder Studienstift Sankt-Wilhelm nannte, war in früheren Zeiten ein Dominikaner- oder Predigerkloster, zu welchem die Neue-Kirche, sonst Predigerkirche genannt, gehörte. Dieser geistliche Orden war im Jahr 1204 von einem Spanier, Dominikus Guzman mit Namen, gestiftet worden. Ungefähr zwanzig Jahre später erschienen einige dieser Prediger- oder Dominikanermönche zu Straßburg und bauten sich ein kleines und bescheidenes Kloster außerhalb der Stadt Ringmauern, in der Gegend der heutigen Elisabethenstraße. Beträchtliche Gaben und Vermächtnisse, mit denen wohlwollende Bürger und Bürgerinnen sie besenkten, setzten die geistlichen Brüder in Stand zur Erbauung eines größeren Ordenshauses zu schreiten und viele neue Mitglieder aufzunehmen. Solches geschah um das Jahr 1251, an eben dem Platze, den die Feuersbrunst vom 29. Juni mit Schutt und Trümmern bedeckte. Neben dem Kloster erhob sich zugleich auch die geräumige Kirche der Predigermönche, die später, nachdem der Gottesdienst eine Zeit lang darin unterbrochen gewesen, ihren heutigen Namen, die Neue-Kirche, erhielt, nämlich um's Jahr 1682, als Straßburg durch Kapitulation an Frankreich übergegangen, und diese Kirche den Protestanten eingeräumt worden. Sie wurde im Jahr 1260 feierlich eingeweiht. In der Mitte des folgenden Jahrhunderts, von 1341 bis 1361, lebte in dem Dominikanerkloster der edle und fromme Bruder Johannes Tauler, der durch seine salbungreichen, begeisterten Predigten, denen das Volk begierig zufrömte, großen Segen stiftete. Sein Grabstein ist heute noch in der Neuen-Kirche zu finden.

Während des Bestehens des Dominikanerklosters brachen nicht selten Mißhelligkeiten aus zwischen den Mönchen, dem Straßburger Magistrat und den Bürgern, in deren Folge der Paps Nikolaus IV, es war im Jahr 1288, den Bannfluch gegen die Stadt aussprach, welcher jedoch am 12. Mai 1290 wieder von ihr weggenommen wurde.

Im Jahr 1531, als die Kirchenreformation bereits Eingang in der freien Reichsstadt Straßburg gefunden hatte, verließen die Dominikaner in großer Zahl ihr Kloster, also daß nur fünf Brüder noch darin zurückgeblieben, die, mittelst eines jährlichen Ruhestandgelbes von sechzig Gulden, auf das Kloster und dessen Einkünfte verzichteten, welche die Stadtbrigitten zu Gunsten des Bürgerospitals, Sankt-Marx und anderer wohlthätigen Stiftungen verwendete.

